



Bundesinstitut
für Bau-, Stadt- und
Raumforschung

im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung



Urbane Kleinstädte



Urbane Kleinstädte

Die Expertise des Forschungsprogramms „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau (ExWoSt)“ wurde vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Auftrag des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) durchgeführt.

IMPRESSUM

Herausgeber

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)
im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR), Bonn
Deichmanns Aue 31-37
53179 Bonn

Wissenschaftliche Begleitung

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)
Referat I 7 – Baukultur und Städtebaulicher Denkmalschutz
Lars Porsche
lars.porsche@bbr.bund.de

Begleitung im Bundesministerium

Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz,
Bau und Reaktorsicherheit (BMUB)
Referat SW I 7
Prof. Dr. Hagen Eyink
Silke Andresen

Auftragnehmer

foresightlab
Klaus Burmeister und Ben Rodenhäuser
Motzstr. 9
10777 Berlin
über
Hochschule Neubrandenburg
Brodaer Straße 2
17033 Neubrandenburg

Stand

Juni 2018

Gestaltung

STEFFEN MEDIA GmbH, Friedland/Meckl.

Druck

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Bonn
1. Auflage

Bestellungen

nikola.fassbender@bbr.bund.de
Stichwort: Urbane Kleinstädte – Sonderveröffentlichung

Bildnachweis

Titel: www.pexels.com, Teodor Savin, Inntel Hotels Amsterdam Zaandam

Nachdruck und Vervielfältigung

Alle Rechte vorbehalten.
Die vom Auftragnehmer vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der
des Herausgebers identisch.
Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet. Bitte senden Sie
uns zwei Belegexemplare zu.

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

gibt es Urbanität abseits der Großstadt? Es gibt verschiedene Gründe dafür, dass die meisten Urbanität nur selten mit Kleinstädten verbinden. Ein Motiv sind hartnäckige Narrative über die Kleinstadt, die sich zwischen Ödnis und Idyll, Problem- und Sehnsuchtsraum bewegen. Die vorliegende Studie geht dagegen von der These aus, dass sich der Begriff der Urbanität auch für die Beschreibung kleinstädtischer Lebensweisen eignet – dann nämlich, wenn man ihn nutzt, um das Besondere von Kleinstädten herauszuarbeiten; die Merkmale also, die sie attraktiv und lebenswert machen.

Dass sich Diskurse über Urbanität öffnen müssen, zeigt ein Begriffsverständnis, das die Stadtsoziologen Hartmut Häußermann und Walter Siebel in den 1990er Jahren entwickelt haben. In einer Studie für die Stadt Wien arbeiteten sie verschiedene Aspekte heraus, die eine „neue Urbanität“ prägen – unter anderem soziale Chancengleichheit, das Offenhalten von Widersprüchen, die Offenheit der Planung oder die Differenzierung öffentlicher und privater Räume. Während sich Klein- und Großstädte im Hinblick auf Größe, Dichte, Heterogenität und die sozialen Beziehungen der Städter untereinander offensichtlich unterscheiden, ist es plausibel, Elemente einer „neuen Urbanität“ auch auf Kleinstädte zu beziehen.

Ein wichtiger Unterschied zu Großstädten ist, dass sich in Kleinstädten keine ausdifferenzierten Verwaltungsstrukturen und Dienstleistungsökonomien befinden. Weil Angebote nicht in der Breite wie größeren Städten vorhanden sind, muss man sich um Manches selbst kümmern, was in der Großstadt Dienstleister machen. Gerade hier macht die Studie ein wesentliches Merkmal von Urbanität aus.

Die kleinstädtische Urbanität entsteht demnach durch das Tun der Bürgerinnen und Bürger. Sie entsteht dort, wo sich einzelne für das Ortsbild einsetzen, Gemeinschafts- und kulturelle Angebote schaffen und sich für ein gutes Lebensumfeld engagieren. Das Engagement von Wenigen kann bereits viel für den Ort bewegen. Die Überschaubarkeit der Kleinstadt begünstigt dabei gemeinschaftliches Handeln. Zusammen lässt sich die Vorstellung von Lebensqualität vor Ort verwirklichen. Ein Kernsatz der Studie lautet denn auch: Die kleinstädtische Urbanität ist eine bürgergetragene Urbanität.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen.



Dr. Robert Kaltenbrunner
Stellvertretender Leiter des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)
im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR)



Inhalt

Vorwort	5
01. Einleitung und Executive Summary	8
01.01 Thema: Urbanität in der Kleinstadt	8
01.02 Gegenstand: Kleinstädte in peripheren Lagen	9
01.03 Fragestellung: Herausforderungen und Chancen	10
01.04 Argumentation: Kleinstädtische Urbanität	11
01.05 Übersicht	13
02. Handlungsfelder	14
02.01 Bauen, Wohnen, Fläche	14
02.02 Zusammenleben und Daseinsvorsorge	17
02.03 Digitalisierung	19
02.04 Nachhaltigkeit	21
02.05 Mobilität	23
02.06 Handel und Logistik	25
02.07 Arbeit und Produktion	27
02.08 Zwischenfazit: Herausforderungen und Chancen	30
03. Urbanität	32
03.01 Urbanität – deskriptiv und normativ	32
03.02 Kleinstadt zwischen Stadt und Land	35
03.03 Kleinstädtische Urbanität als bürgergetragene Urbanität	40
03.04 Zwischenfazit	41
03.05 Agenten des Wandels	41
03.06 Transformatives Potenzial	43
03.07 Lern- und Experimentierräume schaffen: Fazit	45
03.08 Empfehlungen	46
Literatur	48
Methodik	53
Tabellen	54

01. Einleitung und Executive Summary

Dieses Kapitel stellt Thema, Gegenstand, Fragestellung und Argumentation der Expertise einleitend und überblicksartig vor. Wir motivieren, warum wir uns der Kleinstadt aus dem Blickwinkel des Urbanitäts-Begriffes nähern (Kapitel 01.01), ordnen unser Thema in den Forschungshorizont des ExWoSt-Forschungsfeldes „Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen“ ein (Kapitel 01.02 und 01.03), und stellen die Argumentation der Expertise vor (Kapitel 01.04).

01.01 Thema: Urbanität in der Kleinstadt

Urbanität und Kleinstadt — ist das nicht ein Widerspruch? Eine kursorische Web-Suche legt nahe, dass dies zumindest aus Sicht des Stadtmarketings nicht von vornherein ausgemacht ist. So ist Seligenstadt eine „historische, sehr urbane Kleinstadt im Kreis Offenbach/M.“, Hoboken eine „idyllische, dennoch urbane Kleinstadt in New Jersey“ und das schweizerische Baden eine „urbane Kleinstadt an der Limmat“. Frauenberg möchte sich als „urbane Kleinstadt im Grünen“ positionieren, „die alles bietet, was es zum guten Leben braucht“, und auch Merseburg soll „wieder eine urbane Kleinstadt mit einer hohen Lebensqualität werden“. Die Stadt Loitz hat den Begriff sogar ins Zentrum einer Vision für das Jahr 2030 gestellt (Loitz 2018), die auf der Website folgendermaßen beschrieben wird:

„Urbane Kleinstadt Loitz“ entstand als Idee, um Loitz wieder für Einheimische und Zuziehende interessant zu machen und als regionales Zentrum zu stärken. Häuser und Läden im Zentrum standen leer. Die Dörfer des Amtes brauchten aber dringend das Versorgungszentrum. So war die Kleinstadt Loitz Problem und Lösung zugleich. 15 Jahre später ziehen die Menschen nach Loitz, weil sich hier Kleinstadt, Urbanität und Landschaft verbinden. Um den Markt ist wieder Leben: eine Eismanufaktur, eine Buchhandlung mit Café, neue Formen digitalisierten Einzelhandels, ein syrisches Restaurant, ein Seniorenzentrum mit Online-Sanitätshaus sowie neue urbane Wohnformen in historischen Mauern. Am Anfang standen temporäre Nutzungen. Die Ideen der Zukunftshändler waren genial: Leben in die Schaufenster und leeren Gebäude auf Zeit, zum Ausprobieren. In den ersten Jahren gab es eine Schülerfirma, junge Unternehmer probierten sich aus, Vereine tagten vor aller Öffentlichkeit und Künstler der Region hatten für einige Zeit ihre Ateliers in der Altstadt. Parallel gab es Diskussionsrunden, ein Leitbild für „Neue Nutzungen am Markt“ entstand: nicht mehr traditioneller Einzelhandel, sondern Ort der Begegnung und des Miteinanders. Mobile Shops mit wechselnden Kollektionen und visueller Präsentation machen ein Shopping-Erlebnis vor Ort möglich. Bestellt wird per QR-Code, ausgeliefert wird nach Hause oder in die Kofferräume der Autos.

In dieser Beschreibung wird wohl jeder Elemente dessen wieder erkennen, was gemeinhin unter „urban“ verstanden wird. Worum handelt es sich dabei genau?

So viel ist klar: Die unterschiedlichen Antworten auf die Frage, was unter Urbanität zu verstehen ist, füllen Bibliotheken. Die Kleinstadt wird dabei allerdings regelmäßig nicht wahrgenommen. Urbanität wird, meist implizit, zum Teil auch explizit, ausschließlich als Urbanität der *Großstadt* diskutiert. Das Stadtmarketing, so legen zumindest die eingangs angeführten Beispiele nahe, dockt an diesen von der Großstadt her gedachten und strahlkräftigen Begriff an und versucht zu vermitteln, dass in Kleinstädten „auch etwas los ist“ bzw. sein kann. Hier zeigt sich, dass die Rede von der Urbanität immer (und aus unserer Sicht zurecht) mit Gesichtspunkten wie Attraktivität, Lebendigkeit und Lebensqualität verknüpft ist. Die Vorstellung, die Kleinstadt werde attraktiv, wenn sie sich „großstädtisch“ gibt, wirkt allerdings kurzschlüssig: So kann es nicht gemeint sein. In dieser Expertise treten wir einen Schritt zurück, schließen an die – vor allem stadtsoziologische, aber auch stadtplanerische – Auseinandersetzung mit dem Urbanitätsbegriff an und suchen nach Hinweisen, wie die Kleinstadt sich zu diesem Begriff verhält. Den Zugang zur Kleinstadt über die Frage nach der Urbanität haben wir aus drei Gründen gewählt.

Erstens hat die Frage nach der Urbanität als dem „guten Leben in der Stadt“ für Kleinstädte eine eben so große Berechtigung wie für Großstädte – auch wenn die Antwort jeweils unterschiedlich ausfallen mag. Die Expertise will hier dazu anregen, eine Lücke zu schließen, und in einem ersten Schritt einen Beitrag dazu leisten.

Zweitens möchte der Titel, „urbane Kleinstädte“, ein Gegengewicht zu einem unter Großstädtern immer noch verbreiteten Bild bilden, das zwischen Kleinstadt und Dorf nicht näher unterscheidet und in der Kleinstadt – nur leicht zugespitzt – vor allem Ackerbau und Viehwirtschaft, traditionelle Werte und ur-

wüchsiges Brauchtum vermutet. Da beide Autoren dieser Expertise lange in Kleinstädten gelebt haben, wissen wir, dass dieses Bild nicht der Realität entspricht; auch deshalb werfen wir die Frage nach der Urbanität in der Kleinstadt auf.

Drittens, und das ist der wichtigste Punkt, scheint uns der Urbanitätsbegriff gerade vor dem Hintergrund aktueller Diskurse zu den Herausforderungen, vor denen viele Kleinstädte stehen, nützlich und hilfreich. Der demographische Wandel und die Abwanderungstendenzen, von denen viele Kleinstädte in neuerer Zeit betroffen sind, wirft die Frage auf, was „das Besondere“ von Kleinstädten ist, was sie attraktiv und lebenswert macht bzw. machen kann. Der Begriff der Urbanität kann einen Rahmen schaffen, um diese Frage zu diskutieren.

01.02 Gegenstand: Kleinstädte in peripheren Lagen

Die deutsche Stadtlandschaft ist von Kleinstädten geprägt. In ihnen lebt ein Drittel der deutschen Bevölkerung, sie bedecken fast die Hälfte der städtischen Siedlungsflächen in Deutschland, ihr Anteil an den Stadt- und Gemeindetypen beträgt 58 Prozent (BBSR 2015a, Steinführer 2016). Städte von 5.000 bis 20.000 Einwohnern oder „mindestens grundzentraler Funktion“ werden dazu gezählt (Gatzweiler et al. 2012).

Hinter der statistischen Einordnung verbirgt sich eine große Heterogenität. Dazu tragen Unterschiede in Bezug auf „Größe, Einwohnerzahl, wirtschaftliche Basis, landschaftliche Umgebung, (...) Geschichte, (...) Bebauungsstruktur und architektonische Gestalt“ bei (Hannemann 2015). Insbesondere ergeben sich unterschiedliche Charakteristika, je nachdem, ob eine Kleinstadt am Rande eines dicht besiedelten, industriellen Ballungsraumes zu finden ist oder in einem ländlich-peripheren Raum. „Je zentraler Klein- und Mittelstädte gelegen sind, desto mehr dominiert die Wohnfunktion, und je peripherer sie liegen, desto größer ist ihre Bedeutung als Versorgungs- und Arbeitsmarktzentrum, also als regionales Entwicklungszentrum.“ (Gatzweiler et al. 2012).

Während also Kleinstädte in direkter Nachbarschaft von Großstädten zu deren „Einzugsgebiet“ gehören und für diese „überwiegend Entlastungsfunktionen“ wahrnehmen, markiert die Kleinstadt in peripherer Lage selbst ein Einzugsgebiet: „In peripheren Räumen (...) spielt die Entwicklungs- oder Stabilisierungsfunktion der Klein- und Mittelstädte als Impulsgeber für die Region als Ganzes eine bedeutende Rolle.“ (Gatzweiler et al. 2012).

Auch über die Lage in „städtischen“ oder „ländlichen“ Räumen hinaus lassen sich Kleinstädte nicht über einen Kamm scheren: „Allgemeingültige Aussagen zu ihren Entwicklungsperspektiven (sind) schwierig.“ (Berding 2015) Gleichwohl weisen sie durchaus Gemeinsamkeiten auf, einerseits insofern bestimmte „Probleme und Schwierigkeiten (...) auf viele Gemeinden zutreffen“ (Berding 2015), andererseits insofern sich Kleinstädte hinsichtlich „Siedlungsform und Lebensweise von Groß- und Mittelstädten sowie Dörfern abheben“ (Hannemann 2015):

- „Die wirtschaftliche und sozioökonomische Struktur wird von nichtlandwirtschaftlicher Tätigkeit bestimmt. Die Wirtschaft der Kleinstädte ist von ortsansässigem, gewerblichem Mittelstand geprägt.“ (dieses und die folgenden Zitate stammen von Hannemann (2015).)
- „Die baulich-räumliche Struktur ist städtisch geprägt durch ein Vorherrschen geschlossener, mehrgeschossiger Bebauungsformen im Ortskern, die Ausprägung eines Ortszentrums und einen hohen Anteil an Mehrfamilienhäusern.“
- „Die Kleinstädte haben Gemeinsamkeiten hinsichtlich ihrer historischen Entwicklung, da die überwiegende Mehrheit der Kleinstädte im Mittelalter entstanden ist. Eine geringere Zahl sind Bergbaustädte bzw. Residenzstädte oder während der Industrialisierung aus Dörfern bzw. Arbeitersiedlungen hervorgegangen.“
- „Viele Kleinstädte Deutschlands konnten bis heute die Qualität als ‚Zentraler Ort‘ erhalten, zumindest auf unterer Stufe. Sie sind Schulstandorte, lokal-regionale Einkaufszentren und häufig auch Standorte von Kultur- und Freizeiteinrichtungen.“

Der Fokus der vorliegenden Expertise liegt, gemäß dem Zuschnitt des ExWoSt-Forschungsfeldes „Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen“ (BBSR 2015a), auf dem zweiten Typus, den Kleinstädten in ländlichen Räumen, und auf den Zukunftschancen, die sich Kleinstädten dieses Lagetypus bieten. Dabei stehen hier die Stadtkerne und Hauptorte von Kleinstädten im Mittelpunkt des Interesses, während das Verhältnis von Haupt- und Teilorten und ihre unterschiedliche Rollen nicht im Einzelnen betrachtet werden.

01.03 Fragestellung: Herausforderungen und Chancen

Die oben angesprochene „Impulsgeberfunktion“ (BBSR 2012) steht bei vielen Kleinstädten in peripheren Lagen heute in Frage, gehörten sie doch zumindest im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends „zu den größten Verlierern von Bevölkerung und Beschäftigung“ (Gatzweiler et al. 2012):

„Kleinstädte in der Nähe von Großstädten gewinnen im Durchschnitt auch weiterhin Bevölkerung und müssen auf den steigenden Bedarf nach Wohnraum und technischer und sozialer Infrastruktur reagieren. Ganz anders ist die Situation vieler Kleinstädte abseits der großen Zentren. Sie verlieren seit den 1990er Jahren Bevölkerung und stehen vor der Aufgabe, Infrastrukturen und Versorgung aufrechtzuhalten, umzubauen und sich auf eine älter werdende Bevölkerung einzustellen. Schrumpfung und Alterung schlagen sich zudem in den Kommunalfinzen nieder und verringern die Spielräume der Stadtpolitik auf die komplexen Herausforderungen zu reagieren.“

Das obige Zitat (entnommen aus BBSR 2015a) verdeutlicht, dass Kleinstädte in peripheren Lagen mit spezifischen langfristigen Herausforderungen konfrontiert sind – auch wenn in den letzten Jahren manche Kleinstädte eine positivere Entwicklung genommen haben, als dies in den ersten zehn Jahren des Jahrtausends befürchtet worden war. Die vorliegende Expertise arbeitet insbesondere fünf Herausforderungen heraus (vgl. Kapitel 02):

1. der bereits angesprochene *Bevölkerungsrückgang und die Alterung der Bevölkerung*, mit denen viele Kleinstädte zu kämpfen haben und die sich anschließende Frage, wie Kleinstädte unter zum Teil schwierigen Bedingungen *Standortqualitäten* ausbauen und die *Lebensqualität* vor Ort steigern können – für diejenigen, die schon da sind, wie auch für Zuzügler (Kapitel 02.01),
2. der anhaltende *Flächenverbrauch* in ländlichen Räumen durch Ausweisung neuer Flächen für Gewerbe und Wohnen und die gegenläufige Herausforderung, *Innenstädte und Ortskerne zu revitalisieren* bzw. dem Prinzip Innen- vor Außenentwicklung zu folgen und den *Einzelhandel* zu stärken (Kapitel 02.01, 02.06),
3. die angespannte *Finanzlage* vieler Städte, die zu einer eingeschränkten *Investitionsfähigkeit* führt und Schwierigkeiten mit sich bringt, *Angebote der Daseinsvorsorge* aufrecht zu halten, etwa im gesundheitlich-sozialen Bereich (insbesondere vor dem Hintergrund der Alterung der Gesellschaft), in der Mobilität und in der Versorgung mit Dingen des täglichen Bedarfs (Kapitel 02.02, 02.05, 02.06),
4. die Notwendigkeit der *Modernisierung von Infrastrukturen*, um von Zukunftstechnologien profitieren zu können, insbesondere im Bereich der *Digitalisierung* (Kapitel 02.03), der *Energieversorgung* (Kapitel 02.04) und der *Mobilität* (Kapitel 02.05),
5. die Aufrechterhaltung der *regionalen Wirtschaftskraft* und *Beschäftigung* (02.04, 02.06, 02.07)

Wie können Kleinstädte mit diesen Herausforderungen produktiv und zukunftsichernd umgehen? Das ExWoSt-Forschungsfeld „Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen“ geht in diesem Zusammenhang davon aus, dass die „Stärkung der Eigenkräfte“ eine wichtige Rolle dabei spielen kann und muss, einen „zukünftigen Entwicklungspfad“ für Kleinstädte aufzuzeigen und zu erschließen (BBSR 2015a). Diese Perspektive nimmt die Expertise auf. Für die Schärfung der Fragestellung – worin können Zukunftschancen von Kleinstädten in peripheren Lagen bestehen? – war eine explorative Befragung maßgeblich, die wir für die Expertise durchgeführt haben (vgl. die Darstellung unseres methodischen Zugangs im Anhang). Im Rahmen der Umfrage haben wir Kleinstadtvertretern (sowie Wissenschaftlern und Experten) unter anderem unterschiedliche Thesen zu Merkmalen und möglichen Zukunftsstrategien von Kleinstädten vorgestellt.¹ Dabei erhielten die beiden folgenden Thesen zu Merkmalen von Kleinstädten unter den Kleinstadtvertretern jeweils rund 93 Prozent Zustimmung, mehr als alle anderen zur Diskussion gestellten Thesen (vgl. Tabelle T.01 im Anhang):

- „Vertrautheit: Kleinstädte bieten ein Lebensumfeld, das für ihre Bewohner ein vertrautes Stück Heimat darstellt.“
- „Gegenmodell: Kleinstädte bieten auch in Zeiten der Globalisierung als Orte zum Wohnen, Leben und Arbeiten eine Alternative zu Großstädten.“

Bei den Zukunftsstrategien erhielten die folgenden zwei Thesen jeweils rund 95 Prozent Zustimmung, wiederum mehr als alle anderen (vgl. Tabelle T.04 im Anhang):

¹ Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verzichten wir im folgenden Text weitgehend auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen. Gemeint sind immer alle Geschlechter.

- „Eigenen Weg einschlagen: Kleinstädte sollten konsequent einen eigenen Entwicklungspfad einschlagen und die kleinstädtische Lebensweise bewusst als attraktive Alternative zum Leben in größeren Städten positionieren.“
- „Robustheit durch Stärkung von lokalen Strukturen: Kleinstädte sollten im Rahmen der Möglichkeiten darauf hin arbeiten, robuster zu werden, indem sie z. B. die Lebensqualität, Wertschöpfung und Versorgung innerhalb der Region stärken.“

Die hohe Zustimmung bestätigt einerseits die Bedeutung der Nutzung endogener Potenziale (hier formuliert als „Stärkung lokaler Strukturen“) aus Sicht der befragten Kleinstadtvertreter. Andererseits tritt eine Perspektive auf die Kleinstadt zutage, die ihre Eigenständigkeit als Siedlungsform betont: Kleinstädte sind „ein vertrautes Stück Heimat“, „eine Alternative zu Großstädten“, sie sollen „einen eigenen Weg einschlagen“. Die Kleinstadt wird als „Gegenmodell“ aufgefasst.

Wir ziehen daraus den Schluss, dass es für Kleinstädte wichtig ist, Klarheit darüber zu gewinnen, was die „kleinstädtische Lebensweise“ eigentlich auszeichnet und inwiefern sie eine „attraktive Alternative“ zur großstädtischen Lebensweise sein kann. Aus der Beantwortung dieser Fragen sind, so ist zu vermuten, wichtige Hinweise zu erwarten, welche Zukunftschancen sich Kleinstädten bieten und wie sie die oben angesprochenen Herausforderungen bewältigen können.

Dies gilt insbesondere auch vor dem Hintergrund der folgenden Beobachtung aus dem ExWoSt-Forschungsfeld „Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen“ (BSR 2015a, vgl. auch Porsche 2015):

Lange Zeit wurden neue Arbeitsplätze als Schlüssel für Stabilisierung und Entwicklung (von Kleinstädten, Anm. d. Verf.) gesehen. Die Zahlen zeigen jedoch, dass dies nicht immer zutrifft. Obwohl die kleinen Städte zwischen 2008 und 2013 einen Zuwachs an Beschäftigten zu verzeichnen haben, sinkt die Bevölkerungszahl weiterhin. Vor allem junge Menschen ziehen weg, um zu studieren.

Eine plausible Interpretation dieses Befundes ist es, dass nicht Arbeitsplätze alleine, sondern das „gute Leben in der Stadt“ in einem weiteren Sinn in den Fokus rücken sollten, wenn es um die Zukunftspotenziale von Kleinstädten geht – und damit sind wir bei der eingangs erwähnten Frage nach der Urbanität angelangt.

01.04 Argumentation: Kleinstädtische Urbanität

Wie oben beschrieben nähern wir uns der Frage nach der kleinstädtischen Lebensweise, ihrer Attraktivität und den daraus resultierenden Zukunftschancen für Kleinstädte unter Rückgriff auf den Begriff der Urbanität. Dieses Teilkapitel fasst unsere Argumentation im Überblick zusammen und folgt im Aufbau Kapitel 03 der Expertise.

Urbanität: deskriptiv und normativ. Urbanität lässt sich deskriptiv und normativ auffassen. Auf der deskriptiven Ebene sind Merkmale der städtischen Lebensform angesprochen: Was zeichnet einen bestimmten Stadttypus aus? Auf der normativen Ebene rücken Wertvorstellungen in den Fokus: Was zeichnet das „gute Leben in der Stadt“ aus? Dabei ist die normative Ebene der deskriptiven Ebene insoweit nachgeordnet, als es von den strukturellen Voraussetzungen abhängt, die sich in einer Stadt bieten, welche Formen des guten Lebens sich in ihr verwirklichen lassen.

Kleinstadt zwischen Stadt und Land. Auf der deskriptiven Ebene diskutieren wir die kleinstädtische Lebensform entlang von vier Leitfragen:

1. *Welche Form der Sozialbeziehungen prägt die Kleinstadt?* Auch wenn der Kontrast zwischen „überschaubarer“ Kleinstadt und „anonymer“ Großstadt (Lichtenberger 1991) nicht überspitzt werden sollte, argumentieren wir, dass Kleinstädte – aufgrund ihrer Größe – stärker von personalen Beziehungen und einem gegenseitigen „sich Bekannt sein“ geprägt sind als dies in der Großstadt der Fall ist, jedenfalls bezogen auf die Kerne bzw. Ortsteile der jeweiligen Städte. Verschiedene Befunde aus unserer Umfrage stützen diese These. So waren die Umfrageteilnehmer z. B. weit überwiegend der Meinung „die Überschaubarkeit von Kleinstädten“ begünstige „gemeinschaftliches gesellschaftliches Handeln.“
2. *Wie arbeitsteilig ist die Kleinstadt?* Die moderne Großstadt ist als „Maschine zur Entlastung von Arbeit und Verpflichtungen“ beschrieben worden (Siebel 2016). Demgegenüber finden sich in Kleinstädten keine ausdifferenzierten Dienstleistungsökonomien in diesem Sinne. Mangels einer Breite an Angeboten muss sich der Kleinstädter bzw. die Kleinstädterin um Manches selbst kümmern, was einem in der Großstadt Dienstleister-Hände abnehmen könnten. Die Kleinstadt erscheint also als Ort, an dem *Selbsthilfe* und *Selbstsorge* traditionell eine wichtige Rolle spielen.

3. *Welche Ressourcen sind vor Ort vorhanden bzw. knapp?* Angesichts aktueller Diskussionen um Bevölkerungsverluste und eine Ausdünnung von Angeboten der Daseinsvorsorge können Kleinstädte in peripheren Lagen einseitig als Orte der Knappheit erscheinen. Demgegenüber legen Aussagen aus unserer Umfrage den Schluss nahe, dass es *unterschiedliche* Güter sind, die in Klein- und Großstädten jeweils knapp sind. Beispielsweise erwähnen Umfrageteilnehmer das „langsamere Tempo“ der Kleinstadt, die „größere Nähe zu Erholungsflächen“, das „höhere Sicherheitsgefühl“ und eine „höhere Lebensqualität durch kürzere Wege“. Hier werden also Ressourcen erkennbar, über die die Kleinstadt in großer Fülle verfügt.
4. *Wie resilient ist die Kleinstadt?* In Bezug auf die Frage nach der Resilienz von Kleinstädten kommen wir zu keinem eindeutigen Ergebnis. Kleinstädte weisen eine nur geringe „System-Redundanz“ auf, so dass ein Wegfall z. B. von Versorgungseinrichtungen die Lebensqualität vor Ort empfindlich schwächen kann. Insofern könnte man sie als weniger robust ansehen als Großstädte. Umgekehrt hat Hannemann (2004, 2015) die „Kultur der Marginalität“ als Merkmal insbesondere von Kleinstädten in peripheren Lagen hervorgehoben. Gemeint sind damit „Interaktionsformen und Institutionengefüge, die aus den begrenzten Ressourcen ein Maximum an kollektiver Lebensbewältigung herausholen“ und „zur Bewältigung gesellschaftlichen Wandels und sozialer Krisen beitragen“ können (Hannemann 2004) – sicherlich eine Form der Resilienz.

Im Ganzen finden sich also durchaus Hinweise auf eine spezifisch kleinstädtische Lebensweise (vgl. ausführlich Kapitel 03.02), die sich natürlich in verschiedenen Kleinstädten auf je unterschiedliche Weise realisieren wird.

Kleinstädtische Urbanität als bürgergetragene Urbanität. Aus normativer Sicht schließen wir an die Überlegungen aus deskriptiver Sicht an und vertreten die These, dass das „gute Leben“ in der Kleinstadt stärker durch das Mitwirken der Bürgerinnen und Bürger geprägt ist als dies in der Großstadt der Fall ist. Dafür nennen wir zwei Argumente: Aus historischer Sicht haben viele Kleinstädte *erstens* gelernt, sich unter zum Teil widrigen Umständen zu behaupten und dabei, wie oben angesprochen, eine „Kultur der Marginalität“ im Sinne Hannemanns entwickelt. Das gute Leben in der peripheren Kleinstadt ist damit dort, wo es sich realisiert, schon aus der Tradition heraus von den Bürgern getragen. Aus *gesellschaftlicher* Sicht ist die Kleinstadt *zweitens* einerseits auf die Aktivitäten und das Engagement Einzelner angewiesen, da sich professionalisierte und institutionelle Strukturen hier in geringerem Maße herausbilden können als in der Großstadt. Andererseits begünstigt die besondere Sozialform der Kleinstadt, dass es eher einzelne Personen, ihre Aktivitäten, Ideen, Beiträge, und ihre Vernetzung untereinander sind als Strukturen, die „gutes Leben in der Stadt“ gestalten und aufrechterhalten. Wir ziehen daraus den Schluss, dass das oben in Kapitel 01.03 angesprochene „Gegenmodell Kleinstadt“ dort, wo es erfolgreich ist, wesentlich von den Beiträgen von Bürgerinnen und Bürgern lebt.

Agenten des Wandels. Fragt man nach dem tatsächlichen Handeln von Bürgerinnen und Bürgern in Kleinstädten, stellt sich heraus, dass es bereits eine Vielzahl von Beispielen gibt, die illustrieren, wie Kleinstadtgesellschaften tatkräftig ihre Vorstellungen vom guten Leben in der Stadt verwirklichen. Das lässt sich an verschiedenen Handlungsmustern festmachen. Mit entscheiden, mit anpacken, protestieren, Räume aneignen, sich selbst versorgen, gemeinsam bauen, Dinge selbst herstellen – all das sind Dinge, die Kleinstädter als „Agenten des Wandels“ tun und damit kleinstädtische Urbanität ganz praktisch herstellen. Beispiele finden sich jeweils am Ende der Teilkapitel von Kapitel 02, und in Kapitel 03.05. In der Summe zeigen sie, dass Bürger in unterschiedlichen Rollen (vgl. Selle 2014) an der Veränderung der Stadt mitwirken: als Beteiligte, als Engagierte, als Marktakteure.

Transformatives Potenzial. Bürgerinnen und Bürger, die selbst ihre Stadt mitgestalten – unserer Ansicht nach ist dies ein Zukunftsmodell mit transformativem Potenzial, aus mehreren Gründen. Erstens, weil Agenten des Wandels (vgl. Rogers 2003) eine Vorbotsrolle zukommt. Es handelt sich zunächst um kleine Gruppen, doch wenn ihr Beispiel Schule macht, können sie durchaus Transformationen in einem größeren Maßstab einleiten (Kristof 2010, WBGU 2011). Zweitens, weil diese Akteure in erheblichem Maße dazu beitragen, ihre Städte lebenswerter zu machen (Selle 2014) – und Lebensqualität wird zukünftig eine entscheidende Rolle in der Konkurrenz der Städte um die Jugend, um qualifiziertes Humankapital und um Alterskaufkraft spielen (Pechlaner/Bachinger 2010, Siverts 2004). Drittens, weil gerade unter den Bedingungen einer *kleinen* Stadt die Aktivitäten Einzelner einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung vor Ort leisten können: Schon punktuelle Eingriffe können hier viel bewirken.

Kleinstädte als Lern- und Experimentierräume. Wir folgen dem Wissenschaftlichen Beirat Globale Umweltveränderungen (WBGU), der unter Berufung auf Erkenntnisse aus der Organisations- und Innovationsforschung argumentiert (WBGU 2011):

Komplexe Lernprozesse und umfassende Innovationen werden zumeist nicht durch die Qualität der Krisendiagnosen und Ursachenanalysen initiiert, sondern erst mit der Etablierung überzeugender neuer Orientierungsangebote und Handlungskonzepte (...) und durch die Öffnung experimenteller Plattformen, auf denen Bekanntes zu Neuem neu arrangiert werden kann.

Für die Situation von Kleinstädten wäre dementsprechend davon auszugehen, dass zwar ein generelles Verständnis über strukturelle Probleme und mögliche Anpassungs- und Innovationsstrategien vorhanden ist, sich aber erst aus der Praxis heraus erweisen kann, welche Ideen und Ansätze tatsächlich tragfähig sind. Im Zusammenhang mit unserer These von der bürgergetragenen Urbanität ist daraus zu folgern, dass den Bürgern Werkzeuge an die Hand gegeben werden sollten, die sie bei dieser Suchbewegung unterstützen. Es gilt also, Lern- und Experimentierräume für bürgerschaftliches Handeln zu schaffen, aus denen kleinstädtische Urbanität entstehen kann. Die Expertise schließt mit einer Anzahl von Empfehlungen, wie Politik und Verwaltung dazu einen Beitrag leisten können.

01.05 Übersicht

Kapitel 02 der Expertise ist entlang unterschiedlicher Handlungsfelder des urbanen Lebens, Arbeitens und Wirtschaftens organisiert. Innerhalb der Handlungsfelder diskutieren wir mittel- bis langfristig relevante Trends und ihre Bedeutung für die Kleinstadt und sammeln Beispiele für eine „gute Praxis“. Unser Ziel ist es dabei, zumindest ansatz- und überblicksweise aktuelle kleinstadtrelevante Entwicklungen und Diskussionsstränge in den Blick zu bekommen. Kapitel 02.08 fasst einige wesentliche Herausforderungen und Chancenfelder zusammen.

Kapitel 03 nutzt das in Kapitel 02 vorgestellte Material und formuliert die oben in Kapitel 01.04 vorgestellte Argumentation aus. Wir entwickeln zunächst den Begriff der kleinstädtischen Urbanität als einer bürgergetragenen Urbanität und fragen dann nach dem transformativen Potenzial von bürgerschaftlichen Initiativen in Kleinstädten, die in der Literatur unter Stichworten wie „Raumpioniere“, „Change Agents“, „Raumunternehmen“, „Koproduktion von Daseinsvorsorge“ und „bürgerschaftliches Engagement“ diskutiert werden.

02. Handlungsfelder

Die Darstellung kleinstadtrelevanter Handlungsfelder in diesem Kapitel dient dazu, Herausforderungen und Chancen von Kleinstädten stärker zu konturieren. Ziel ist es, mosaikartig einige wichtige Aspekte aus der aktuellen Diskussion zusammenzutragen und damit für die weitere Ausarbeitung in Kapitel 03 eine Basis zu schaffen. Den Anspruch, ein umfassendes „Lagebild“ zur aktuellen Situation und zukünftigen Entwicklung von Kleinstädten zu entwerfen, können und wollen wir dabei nicht erheben. Aufgrund der Vielfalt der relevanten Themen und Diskussionsstränge ist die Auswahl notwendigerweise unvollständig und soll keine Wertung beinhalten, dass nicht angesprochene Aspekte etwa „unwichtig“ wären. Die Auswahl der Handlungsfelder folgt der Struktur der Themenblöcke, die wir in unserer Umfrage zur Diskussion gestellt haben. Diese orientierte sich ihrerseits an einer früheren Studie zur Zukunft der Stadt, bei der großstädtische Räume im Vordergrund standen (Burmeister/Rodenhäuser 2016). Für die textliche Aufarbeitung im Rahmen dieser Expertise wurde die Gliederung nochmals behutsam angepasst.

Zu jedem Handlungsfeld diskutieren wir eine Anzahl von Teilaspekten, die entweder in der Umfrage von Seiten der Teilnehmer als wichtig eingestuft oder in offenen Nennungen zur Sprache gebracht wurden (vgl. dazu auch die Übersicht im Anhang dieser Expertise, insbesondere Tabelle T.02 und T.03), ergänzt durch zusätzliche Aspekte, die wir der einschlägigen Literatur entnommen haben. Am Ende jedes Teilkapitels nennen wir Beispiele „guter Praxis“, die zeigen, wie Kleinstädte schon heute produktiv mit den jeweils angesprochenen Herausforderungen umgehen. Ein Teil der Beispiele ist einer bereits vorliegenden Expertise entnommen, die ebenfalls im Rahmen des ExWoSt-Forschungsfeldes „Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen“ entstanden ist (BBSR 2017c). Diese Beispiele wurden von uns durch eigene stichwortbezogene Recherchen ergänzt. Bei der Auswahl der Beispiele haben wir einen besonderen Akzent auf Projekte und Initiativen gelegt, die von Bürgerinnen und Bürgern getragen werden – im Einklang mit der in Kapitel 03 ausführlich diskutierten These dieser Expertise, dass solchen Projekten für die Zukunftsfähigkeit von Kleinstädten eine hohe Bedeutung zukommt.

02.01 Bauen, Wohnen, Fläche

Bevölkerungsrückgang und Stadtgestalt. Viele Kleinstädte in peripheren Lagen kämpfen seit den 1990er Jahren mit Bevölkerungsrückgang, wobei mit steigendem Abstand zu den Zentren das Ausmaß des Rückgangs zunimmt und kleinere Kleinstädte stärker betroffen sind als größere (BBSR 2016a). Aus der Literatur ist bekannt, dass durch Schrumpfung ein sich selbst verstärkender Aushöhlungsprozess in Gang gesetzt werden kann: Wohnungen stehen leer und verfallen; die Geschlossenheit der Stadtgestalt leidet; die Stadt schrumpft nicht gleichmäßig auf einen kleineren Kern hin, sondern eine zu groß gewordene Siedlungsfläche wird zunehmend „durchlöchert“; junge, mobile und gut ausgebildete Bevölkerungsteile verlassen die Stadt; aufgrund des Bevölkerungsrückganges sind die Infrastrukturen nicht ausreichend ausgelastet und zunehmend überdimensioniert, was ihren Betrieb immer teurer macht; die kommunalen Finanzen geraten unter Druck. Diese Entwicklungen – die natürlich keine a priori unumkehrbaren Trends darstellen und sich auch nicht in dieser Form vollziehen *müssen* – haben direkte Konsequenzen für das Bauen und Wohnen und den Umgang mit Fläche und Siedlungsstruktur in der Kleinstadt und bilden einen wichtigen Hintergrund für die weiteren unten diskutierten Aspekte.

Anhaltend hoher Flächenverbrauch. Suburbanisierungsprozesse, die schon in der alten Bundesrepublik vor allem mit Blick auf die großen Städte und deren „Speckgürtel“ diskutiert und als Fehlentwicklung bedauert wurden, setzen sich in kleinerem Maßstab in Kleinstädten und ländlichen Räumen fort. Seit 2011 steigt die Siedlungsdichte in Umkehrung eines zuvor langanhaltenden Trends in den Ballungsräumen, während sie in ländlichen Räumen weiter sinkt (Beckmann/Dosch 2017). Dabei reagiert der Flächenverbrauch keineswegs immer auf steigende Bedarfe.

„Gerade in den dünner besiedelten Räumen gibt es besonders große Potenziale zur Flächeneinsparung“, stellt das BBSR fest. „Nach wie vor weisen Kommunen mit schrumpfender oder stagnierender Bevölkerung weitere Gewerbeflächen und teilweise auch Bauland für Wohnungsbau aus. Dabei sind in vielen Dörfern und Städten bereits genügend wiedernutzbare Flächenpotenziale vorhanden“ (BBSR 2016b). Die Verfasser des Baukulturberichts 2016/2017 merken an, dass der hohe Flächenverbrauch letztlich nicht im Interesse der Kommunen sein kann: „Es wird dort gebaut, wo günstiges Bauland zur Verfügung steht, vor allem in ländlichen Räumen. Doch Gemeinden, die ohne Wachstumsdruck günstiges Bauland anbieten, steigern mit ihrem Kampf um Gewerbe und Einwohner eine interkommunale Konkurrenz, die am Ende allen schadet.“ (Bundesstiftung Baukultur 2017) Das Umweltbundesamt untersucht aus Nachhaltigkeits-

sicht, welche kommunalen Planungsinstrumente kompakte Siedlungs- und Infrastrukturf lächen befördern können, etwa Flächenzertifikate (UBA 2015).

Revitalisierung der Stadtkerne. Die Idee einer Revitalisierung der Stadtkerne ist nicht neu und wird von vielen Seiten begrüßt. So stellt die Städtebauförderung von Bund und Ländern darauf ab, „die Stadtstruktur durch die Neuordnung und Aufwertung besonders wichtiger Quartiere und Standorte zu stabilisieren und neue zukunftsfähige Entwicklungen anzustoßen“ (BBSR 2017g), und der Baukulturbericht 2016/2017 nennt als Handlungsempfehlung an oberster Stelle: „Den Ortskern stärken und vitalisieren!“ (Bundesstiftung Baukultur 2017). Auch im Rahmen unserer Umfrage sahen es die Teilnehmer praktisch ohne Gegenstimmen als zentrales Ziel an, die Attraktivität der Innenstädte in Kleinstädten zu fördern, wobei verschiedene der weiteren Aspekte, die wir im Fragebogen zur Diskussion gestellt haben, auf dieses Ziel einzahlen können und ebenfalls breite Zustimmung fanden:

- Innenstädtisches Wohnen fördern und ausbauen
- Innenentwicklung und Flächenverdichtung
- Flexible Nutzung von Flächen fördern
- Die Baukultur qualifizieren (u.a. Beteiligungs- und Planungsprozesse, Gestaltung des öffentlichen Raums)

Gemeinsam (Um-)Bauen und Wohnen. Um Wohnen und Gewerbe im Bereich der Ortskerne attraktiver zu machen, können neue Konzepte eine wichtige Rolle spielen, die veränderten Nutzerbedürfnissen Rechnung tragen. So spielt Gemeinschaftlichkeit, häufig auch verstanden als zwangloses „gemeinsames Nebeneinander“, in den Wohnplanungen vieler Nutzer zunehmend eine Rolle. Immer mehr Städter schließen sich zu Baugruppen zusammen, wobei Universitätsstädte wie Tübingen oder Freiburg und Metropolen wie Hamburg und Berlin als Hochburgen des Gemeinschaftsgedankens beim Wohnen gelten. Beispiele finden sich aber auch in kleineren Gemeinden (siehe die Beispiele am Ende dieses Abschnitts). Dabei spielt der Wunsch, neue (oder zumindest noch nicht in der Breite angekommene) Formen des Zusammenlebens ganz praktisch zu erproben ebenso eine Rolle wie die Aussicht, durch eine gemeinsame Bauherrenschaft überhaupt erst Eigentum bilden zu können. Baugruppen agieren inzwischen häufig auch angeleitet von städtischen Sanierungsträgern oder auf die Initiative von Architekten hin, die sich auf die Baugruppenbetreuung spezialisiert haben. Auch im Bestand etablieren sich unterschiedlichste Formen von Wohngemeinschaften – neben die klassische Studenten-WG treten Hausgemeinschaften aus mehreren Wohnungen mit großzügigen Gemeinschaftsflächen. Für Kleinstädte sind solche Konzepte hochinteressant, weil sie über den unmittelbaren Wert für die Nutzer hinaus eine Leuchtturmwirkung für die gesamte Kommune entfalten und ihre Attraktivität insgesamt steigern können.

Zielgruppenspezifische Wohnangebote. Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels wird das gemeinschaftliche Wohnen mit und von – auch pflegebedürftigen – Älteren zu einem zunehmend wichtigen Thema. In vielen Kleinstädten in peripheren Lagen ist der demographische Wandel schon heute weit fortgeschritten, so dass dieses Thema besonders hoch auf der Agenda steht. Baden-Württemberg hat 2014 als erstes Bundesland ein „Heimgesetz“ verabschiedet, das neben den herkömmlichen Angeboten – Wohnen im Heim oder Wohnen im privaten häuslichen Umfeld – auch die ambulant betreute Wohngemeinschaft als eigene Form anerkennt (Land Baden-Württemberg 2014). Das Seniorenwohnen stellt dabei einen Baustein in einem größeren Ganzen dar: Generell wird immer wieder gefordert, innovative zielgruppenspezifische Wohnangebote zu schaffen – für Senioren, für jüngere Menschen, für Auszubildende, für Familien, für Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen. Dieser Zielstellung schlossen sich auch die Teilnehmer unserer Umfrage weit überwiegend an.

Nutzungsvariable Wohnformen. Senioren-Wohnen, Mehr-Generationen- und Mehr-Familien-Wohnen, Studentenwohnen und Singlehaushalte – die Ausdifferenzierung der Nachfrage ist in vollem Gange. Für jedes Nachfragesegment eigene Wohnungstypen zu bauen wird nicht möglich sein – auch weil sich die Wohnwünsche im Laufe des Lebens verändern, ohne dass deshalb immer auch ein Umzug wünschenswert wäre. Interessant sind deshalb Ansätze, die das Wohnen als Prozess verstehen, auf den sich die gebaute Umgebung einzustellen weiß. Die zunehmende Vielfalt verlangt also nach nutzungsvariablen Angeboten. „Monofunktionale Kleinfamiliengrundrisse sind den heutigen, vielschichtigen Wohnanforderungen nicht gewachsen. Die Grundrisse müssen flexibel werden“, so der Architekt und Bauberater Michael Klingseisen (2014).

Leerstand und kreative Umnutzung. Wie ebenfalls unsere Umfrage ergeben hat, sehen Kleinstadtvertreter kreative und innovative (Um-)Nutzungsformen für innerstädtische Ladenlokale und auch Wohnbestände als relevant an. Ein aktives Leerstandsmanagement, wie dies etwa die Gemeinde-Allianz Hof-

heimer Land betreibt, kann hier einen wertvollen Beitrag leisten. Einschlägig ist auch das Konzept des „multiplen Hauses“ oder „Mehrfunktionshauses“, d.h. einer gemeinschaftlichen Nutzung von Immobilien durch unterschiedliche Anbieter: „Wenn sich eine einzige Nutzung an fünf Tagen in der Woche nicht rentiert, dann ist – so der Gedanke – vielleicht ein im Laufe der Woche mehrfach wechselndes Angebot an Dienstleistungen, Versorgung und Kultur sinnvoller. So können beispielsweise ein Arzt, eine Bank, ein Friseur, ein Einzelhändler, ein Café und ein Physiotherapeut je einen Tag in der Woche vor Ort präsent sein.“ (Berding 2015)

Gute Praxis

- Die Allianz Hofheimer Land im Unterfränkischen betreibt ein interkommunales Gebäude- und Flächenmanagement gegen Leerstand.
- Die Kommunalallianz Ilzer Land hat ein ehemals leerstehendes, denkmalgeschütztes Gebäude am Perlesreuter Marktplatz zu einem multifunktionalen Informations- und Begegnungszentrum entwickelt, das im Mai 2015 eröffnen konnte.
- Die Arbeitsgemeinschaft Bachtal der Gemeinden Bachhagel, Syrgenstein und Zöschingen zielt auf die Sicherung und Verbesserung der Lebens- und Wohnbedingungen entlang der Lebensphasen und Bedürfnisse der Bevölkerung ab. Die Arbeitsgemeinschaft hat beispielsweise mehrere Wohnprojekte in ehemals leerstehenden Gebäuden im Ortskern ins Leben gerufen.
- Rödental in Bayern hat ein seniorenpolitisches Konzept entwickelt, das unter anderem Hilfen zum eigenständigen Wohnen zu Hause mit ehrenamtlicher Unterstützung beinhaltet.
- In Berkheim bei Memmingen wurde auf einem brachliegenden Grundstück in Rathausnähe ein Baugemeinschaftsprojekt mit Fokus auf ein seniorenrechtliches Wohnumfeld realisiert.
- Das Ehepaar Finsterwalder entwickelt seit 2002 in Stephanskirchen die Umnutzung einer historischen Wassermühle mit Nebengebäuden in einem Nutzungsmix, der u.a. auch Sportangebote umfasst. Jüngstes Projekt auf dem Gelände ist eine genossenschaftlich getragene Biometzgerei.
- Im sardinischen Bosa wurden leerstehende historische Gebäude zu dezentralen Gästeunterkünften, einer „verstreuten Herberge“ (Albergo Diffuso) umgenutzt.

02.02 Zusammenleben und Daseinsvorsorge

Krise der kommunalen Daseinsvorsorge Im Rahmen der sogenannten "Selbstverwaltungsangelegenheiten" übernehmen die Kommunen eine Fülle von Aufgaben des städtischen Lebens, z. B. im sozialen Bereich, im Gesundheitswesen, im Verkehr, in der Kultur- und Wirtschaftsförderung und in der Wasser- und Energieversorgung. Die stadtpolitische Diskussion darüber, wie die Kommunen diese Aufgaben ausfüllen können, hat schon seit Längerem den Charakter eines "Krisendiskurses" (Haus/Kuhlmann 2013). "Rettet unsere Städte jetzt!" forderte der Deutsche Städtetag deshalb nicht etwa auf dem Höhepunkt der letzten Finanzkrise, sondern schon im Jahr 1971. Auch damals schon klagten die Städte über knappe Kassen (Der Spiegel 1971). Neu ist allerdings, in welchem Ausmaß die Finanznot die Gestaltungsspielräume der Städte beschneidet, so dass Fachleute heute von einer „strukturellen Unterfinanzierung der deutschen Kommunen“ sprechen (Spars 2017). Der treibende Faktor sind hier die stark gestiegenen Sozialausgaben, auf deren Höhe eine Kommune kaum Einfluss nehmen kann. Die Ausgaben der deutschen Gemeinden für soziale Leistungen von 26,3 Milliarden Euro im Jahr 2000 auf 48,7 Milliarden im Jahr 2014 gewachsen, von 18% auf 24% der Gesamtausgaben (IAQ 2017, vgl. auch Spars 2017). Damit fehlt das Geld für Investitionen in die vielerorts überalterten kommunalen Infrastrukturen: Die Sachinvestitionen der Kommunen sind im selben Zeitraum stark zurückgegangen (von 26,3 Milliarden im Jahr 2000 auf 21,6 Milliarden Euro im Jahr 2014) und ihr Anteil an den Gesamtausgaben ist gesunken (von knapp 17 auf knapp elf Prozent) (IAQ 2017). Es kommt damit zu einem Investitionsrückstand, der sich nach Ergebnissen einer Befragung aus dem Jahr 2015 bezogen auf alle deutschen Gemeinden bereits auf 136 Milliarden Euro beläuft (Spars 2017, Difu 2016). Viele Städte sind damit immer weniger in der Lage, ihre laufenden Aufgaben in der kommunalen Daseinsvorsorge zu erfüllen. Von dieser Entwicklung sind jedoch nicht alle Städte gleichermaßen betroffen. So zeigt eine Analyse des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW), dass die kommunalen Investitionen pro Kopf zwischen 150 Euro in Mecklenburg-Vorpommern und 475 Euro in den bayerischen Kommunen schwanken (Gornig et al. 2015, Spars 2017).

Koproduktion von Daseinsvorsorge Koproduktion von Daseinsvorsorge meint eine „wirkungsorientierte Form der Zusammenarbeit zwischen Verwaltung, Rat und Bürgerschaft (...) um gemeinsam gewünschte Wirkungen zu erzielen“, d.h. Leistungen in der Daseinsvorsorge zu erbringen (Bertelsmann Stiftung 2015). Da Kleinstädte in peripheren Lagen vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklung und der oben angesprochenen Einschränkungen in Bezug auf finanzielle Ressourcen vor großen Herausforderungen im Bereich der Daseinsvorsorge stehen, findet diese Idee dort starken Widerhall. So berichten Olk und Gensicke (2014) von einer höheren Aufgeschlossenheit auf Seiten von Kommunen in ländlichen Räumen gegenüber Initiativen und Projekten der Zivilgesellschaft und stellen fest, dass „gerade in einigen dünn besiedelten ländlichen Regionen“ die „Relevanz des Engagements als Ressource“ erkannt sei, während andernorts Engagement häufig noch ausschließlich mit dem „traditionellen Vereins- und Verbandswesen assoziiert“ und „dem Aspekt des geselligen Lebens zugeordnet“ werde. Es habe sich in diesen Kommunen „die Einsicht durchgesetzt, dass ohne bürgerschaftliches Engagement wichtige Infrastrukturleistungen nicht mehr bedarfsgerecht angeboten werden könnten“ und „die Aufrechterhaltung basaler Dienstleistungen (...) ohne die Mitwirkung von Ehrenamtlichen bzw. freiwillig engagierter Bürgerinnen und Bürger nicht mehr gewährleistet werden könne“ (ebd.).

Einen generell engen Zusammenhang zwischen Daseinsvorsorge und Engagement sieht auch der zweite Engagementbericht an die Bundesregierung und konstatiert, Daseinsvorsorge sei „in vielfältiger Weise mit dem Engagement und der Befähigung der Bürgerinnen und Bürger zur Selbstgestaltung vor Ort verbunden.“ (BMFSFJ 2017) Im Rahmen des ExWoSt-Forschungsfeldes „Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen“ wurde in diesem Zusammenhang die Vision einer „smarten Bürgerkommune“ formuliert, mit Koproduktion von Daseinsvorsorge als wichtiger Komponente (BBSR 2017d). Letztere ist in vielen peripheren Kleinstädten auch bereits gängige Praxis (Dehne 2013) – siehe dazu auch die Beispiele am Ende dieses Abschnittes und die weiterführende Diskussion in Kapitel 03 und 04 dieser Expertise.

Qualifizierung des öffentlichen Raums. Öffentlich zugängliche Räume „prägen wesentlich das Bild, das sich Bewohner und Besucher von einer Stadt machen“ (Berding 2015) und spielen eine maßgebliche Rolle für die Wahrnehmung der Stadt, als mehr oder weniger lebendig und attraktiv. Darüber hinaus ist der öffentliche Raum von „eminenter sozialer Bedeutung“, finden hier doch „Aneignungsprozesse, Kommunikation und Sozialisation statt“. Darauf sind insbesondere Kinder und Jugendliche angewiesen. Mit der Aufwertung öffentlicher Räume verbinden sich deshalb immer mehrere Ziele – direkte im Sinne einer besseren Nutzbarkeit durch unterschiedliche Zielgruppen, und indirekte im Sinne positiver Auswirkungen auf das Lebensgefühl der Bürger und einer Stärkung des Images der Stadt. Die Qualifizierung der Baukultur im öffentlichen Raum – verstanden nicht nur im Sinne von Bautätigkeit im engeren Sinne, son-

dern als partnerschaftlich-partizipative Praxis der Stadtentwicklung – spielt deshalb eine wichtige Rolle für die Stadt, und insbesondere auch für die Stadtpolitik: „Pflege und Entwicklung insbesondere der innerstädtischen öffentlichen Räume werden (...) zu so etwas wie einer ‚Kernkompetenz‘ der lokalen Politik: Hier kann sie – unübersehbar – zeigen, was sie zu leisten im Stande ist, hieran wird sie gemessen.“ (Berding 2015)

Lern- und Begegnungsräume. Im Rahmen unserer Umfrage sahen es die Teilnehmerinnen und Teilnehmer als wichtigen Aspekt an, identitätsstiftende Orte der Begegnung in Kleinstädten zu schaffen. Diese können den Geist der Kooperation, der für die Stadtentwicklung eine immer größere Rolle spielt, räumlich verkörpern. Auch der Schaffung von Lern- und Bildungsangeboten wurde eine hohe Bedeutung zugewiesen. In diesem Zusammenhang wäre etwa an die – vielerorts vorhandenen – städtischen Bibliotheken zu denken. Das Bild der Bibliothek ist in jüngster Zeit durch den Einfluss neuer Technologien in Bewegung geraten. Neben den klassischen finden auch digitale Medien stärkere Berücksichtigung. Darüber hinaus etabliert sich in einzelnen Projekten ein erneuertes Verständnis von Bibliotheken als „umtriebige und stark frequentierte Orte, die neben den klassischen Medienangeboten ganz selbstverständlich Makerspaces, Coworking und Repair-Cafés anbieten“ (Ladwig 2017). Köln und Dresden sind hier als Vorreiter zu nennen (Giersberg 2014). Auch neue Orte des Lernens etablieren sich, etwa das MakerLab in Murnau (vgl. Kapitel 01.07).

Gute Praxis

- Die Schließung des Hallenbades in der niedersächsischen Kleinstadt Nörten-Hardenberg verhindern die Bürger: Sie gründeten eine Genossenschaft und boten der Gemeinde einen Betreibervertrag an.
- Im niedersächsischen Duderstadt unterstützt die Initiative „Duderstadt2020“ vielfältige Projekte im Sinne einer gemeinschaftlichen Stadtentwicklung.
- In der Hansestadt Demmin wurde in einem von der Herbert Quandt-Stiftung angestoßenen Prozess ein Zentrum für bürgerschaftliches Engagement eingerichtet, das zu existierenden Angeboten berät und Bürgerinnen und Bürgern hilft, eigene Ideen und Projekte zu verwirklichen.
- Die Kulturmanager Dimitri Hegemann und Annette Katharina Ochs haben eine praxisorientierte Denkschrift zur Frage verfasst, wie Kleinstädte und Landgemeinden Jugendlichen mehr Entfaltungspotenziale bieten können.
- Das „Stellwerk“ in Altena/Westfalen fungiert als zentrale Stelle zur Koordination von gemeinnützigen Projekten, ehrenamtlichen Hilfeleistungen und will den Zusammenhalt in Altena stärken.
- In Rosenheim wurden im Rahmen eines Modellvorhabens „Stadtoasen“ als (temporäre) Aktionsflächen von und für Jugendliche geschaffen.
- Die Stadt- und Kreisbibliothek von Luckenwalde fand im Rahmen einer Umnutzung ein neues Zuhause in der früheren Schalterhalle des örtlichen Bahnhofs.
- In Gielsdorf bei Bonn haben Bürger die letzte Kneipe des Dorfes, die 1998 schließen musste, zu einem Dorfhaus entwickelt, das als Bürgertreffpunkt dient.
- In Anklam haben junge Menschen aus Anklam und der Region Vorpommern im Jahr 2014 den Demokratiebahnhof Anklam ins Leben gerufen, ein Jugend- und Kulturzentrum, das sich als Vernetzungs- und Begegnungsort für Kinder, Jugendliche und Erwachsene versteht.
- Das Leohaus im nordrhein-westfälischen Olfen konnte durch bürgerschaftliches Engagement, kommunale Unterstützung und Landesmittel erhalten werden: „Viele Vereine, Institutionen und die Jugendarbeit haben hier ihr Zuhause (wieder-)gefunden.“

02.03 Digitalisierung

Schlaue Kleinstädte. Die digitale Transformation wird seit Jahren als eines der zentralen Themen für die Stadtentwicklung diskutiert. Hochfliegende Visionen von voll- oder teilautomatisch ablaufenden, sich selbst steuernden Prozessen des städtischen Lebens und Wirtschaftens bündeln sich im Begriff der „Smart City“, der Idee also, die Potenziale der digitalen Transformation im städtischen Raum und zum Wohle der Stadtentwicklung nutzbar zu machen, für mehr Nachhaltigkeit, mehr Wirtschaftswachstum, mehr Lebensqualität. Dabei ist der Begriff der „Smart City“ so unscharf konturiert, dass sich fast jede Bemühung um innovative Lösungen für Städte darunter fassen lässt, und zum Teil auch gefasst wird. Was bedeutet diese Diskussion für Kleinstädte?

Smart City. Zunächst der Hintergrund: In einem engeren Sinne meint „Smart City“ den Versuch, Technologien der Vernetzung und des Informationsaustausch im städtischen Raum einzusetzen, einerseits um Effizienzpotenziale zu heben, andererseits, um neue Wertversprechen für Bürger und Dienstleister zu ermöglichen. Dabei steht der Begriff einerseits Pate für von der öffentlichen Hand geförderte Projekte (etwa im Rahmen der High-Tech-Strategie der Bundesregierung oder in Konzepten wie der „Smart City Strategie Berlin“ (Berliner Senatsverwaltung 2015), andererseits wird er auch von großen Technologieanbietern gerne genutzt, die hier ein attraktives Wachstumsfeld sehen. Dementsprechend zielt der Ausbau digitaler Infrastrukturen im städtischen Raum darauf ab, städtische Teilsysteme in einen übergreifenden digitalen Kosmos einzubinden. Damit soll ein neues Steuerungsmodell etabliert werden, das auf Basis aktueller Informationen dynamisch auf aktuelle Bedarfe reagieren kann. Diese permanente Anpassbarkeit von Prozessen kann zum Beispiel bedeuten, dass Straßenlampen automatisch heruntergedimmt werden, wenn niemand die Straße benutzt, dass Mülltonnen nur geleert werden, wenn sie tatsächlich voll sind, und dass Ampelphasen sich selbständig an das aktuelle Verkehrsaufkommen anpassen. Um solche Lösungen zu realisieren, ist ein Echtzeitabbild der Stadt auf Basis einer Vielzahl von Sensoren notwendig – auch die Smartphones der Stadtbürger werden hier zum Teil genutzt, um jederzeit ein aktuelles Lagebild zu erhalten – etwa, wo sich aktuell Menschenansammlungen bilden. Die digitale „Metainfrastruktur“ im städtischen Raum soll also zukünftig ein Spiegelbild der real-physischen Welt erzeugen, an das sich vielfältige neue Dienste in unterschiedlichen Bereichen wie Apps andocken lassen – etwa wenn es um die Verflechtung unterschiedlicher Mobilitätsangebote geht, um einen intelligenteren Umgang mit Energie, um bedarfsgerechte Prozesse in der Abfallwirtschaft, um intelligente, im Quartier vernetzte Wohngebäude – oder um eine effizientere Abwicklung von Prozessen in der städtischen Verwaltung.

Breitbandausbau. Aus Sicht von Kleinstädten ist die Frage berechtigt: Was hat das mit unserer Lebensrealität zu tun? Die dargestellten ambitionierten „Smart City“-Visionen stellen für Kleinstädte jedoch langfristig Chance und Risiko zugleich dar. Ein Risiko insofern als Kleinstädte von der digitalen Transformation abgekoppelt zu werden drohen, wenn die nötigen infrastrukturellen Voraussetzungen nicht geschaffen werden. Denn die schöne Welt der „Smart Cities“ hat ganz offensichtlich eine zentrale Voraussetzung: Zugang zu schnellem Internet. Dieser ist deshalb ein wesentlicher Faktor für die regionale Entwicklung, der zukünftig noch an Bedeutung gewinnen wird – ein Aspekt, der auch von verschiedenen unserer Umfrageteilnehmer mit Sorge angesprochen wurde: „Der ländliche Raum in Deutschland ist (im Vergleich der EU-Länder) noch bis 2020 abgehängt!“ so ein Teilnehmer. Vor dem Hintergrund aktueller Zahlen zur Versorgungslage scheint dieser Hinweis mehr als berechtigt – 2014 standen 82,3 Prozent der städtischen Haushalte Bandbreiten über 50 MBit/s zur Verfügung, gegenüber 20,5 Prozent der ländlichen Haushalte (Berding 2015). Auch der Raumordnungsbericht 2017 stellt fest, dass Bandbreiten über 50 Mbit/s „zwar bereits für 75% aller deutschen Haushalte verfügbar (sind), sich jedoch auf den städtischen Raum (konzentrieren). Demgegenüber weisen neben vielen ostdeutschen Regionen einzelne ländliche Gebiete in Westdeutschland (z.B. Eifel, Nordhessen, Niederbayern, nördliches Schleswig-Holstein) Versorgungsdefizite auf.“ (BBSR 2018) Vielen Kleinstädten fehlen also heute noch grundlegende Voraussetzungen, um am Leitbild der „schlauen Stadt“ überhaupt partizipieren zu können. Da sich in Zukunft die Anforderungen an eine „gängige“ Bandbreite weiter erhöhen dürften, besteht hier ein hoher Handlungsdruck.

Internet als Muss-Faktor. Sowohl für Privatpersonen als auch für Unternehmen ist der Zugang zu einer schnellen Netzverbindung aber zu einem entscheidenden „Muss“-Faktor bei Wohnort- bzw. Standortentscheidungen geworden (BMVI 2016a). Die Schlussfolgerung, die ein Umfrage-Teilnehmer schloss, ist dann naheliegend: „Probleme bei der flächendeckenden Versorgung mit Breitbandinternet sind das wichtigste und zuerst zu bearbeitende Thema - sonst wird Digitalisierung keine positiven Effekte erzielen können.“ Umgekehrt merkt ein Kleinstadtvertreter aus einer Region, die offensichtlich über eine gute digitale Versorgung verfügt, merkt an: „In unsere Kleinstädte sind Familien gezogen, deren Arbeitsplätze in den Oberzentren der Region liegen und die die digitale Vernetzung auch vom Wohnstandort aus nutzen.“

Digitale Daseinsvorsorge. Erst auf Grundlage einer entsprechenden infrastrukturellen Basis können also Leistungen im Rahmen der „digitalen Daseinsvorsorge“ ihre Wirkung entfalten – Angebote zum Beispiel im Bereich der Telemedizin, der Bildung, der Mobilität oder der Bürgerdienste, die in Zukunft noch weit stärker als dies heute der Fall ist, eine digitale Komponente aufweisen werden. Beispielsweise merkt ein Umfrageteilnehmer an, dass Kleinstädte eine „ideale Laborsituation“ für die Erprobung von innovativen Konzepten im Bereich der „Verwaltung 4.0“, also des sogenannten E-Governments bieten. Dem ist zuzustimmen insofern die Überschaubarkeit von Kleinstädten die Einführung digitaler Systeme weniger komplex macht und damit ein schnelles Handeln zumindest der Tendenz nach begünstigt. Darüber hinaus ist heute und in Zukunft die Digitalisierung ein wesentlicher Treiber neuer Geschäftsmodelle. So sind heute noch nicht flächendeckend etablierte Angebote im Bereich der verkehrsträgerübergreifenden, intermodal vernetzten Mobilität ohne digitale Plattformen zukünftig nicht vorstellbar.

Digitalisierung als potenzieller Gleichmacher? Die Digitalisierung kann also, so ein Teilfazit, räumliche Spaltungstendenzen verstärken, nämlich dann, wenn nur die Ballungsräume in den Genuss einer leistungsfähigen digitalen Infrastruktur kommen. Doch auch eine gegenläufige Fragestellung sollte im Auge behalten werden. Schon zu Jahrtausendbeginn wurde ja die Digitalisierung als „großer Gleichmacher“ diskutiert, der zu einer Aufhebung der Bedeutung räumlicher Distanzen, ja sogar zu einem „Ende des Raumes“ führen sollte, eine These, die in der Zukunftsforschung zum Teil begeistert aufgenommen und zugespitzt wurde (Cairncross 2001). Heute mag dies naiv wirken. Festzuhalten ist jedoch, dass sich inzwischen tatsächlich örtlich und räumlich unabhängige Lebens- und Arbeitsformen wie auch Formen der Unternehmensorganisation entwickelt haben. Könnten Kleinstädte nicht von dieser Entwicklung profitieren? Wir vermuten, dies wird nur in denjenigen Kleinstädten der Fall sein, die an überregionale Verkehrsströme gut angeschlossen sind – denn der moderne Wissensarbeiter kann zwar der Tendenz nach überall arbeiten, ist aber weiterhin hochmobil, wenn nicht sogar mobiler, als dies in der Vergangenheit der Fall war.

Langfristige Konsequenzen für die Raumentwicklung. Die Frage, welche Konsequenzen die digitale Transformation langfristig für die Raumentwicklung haben wird, kann hier nicht abschließend beantwortet werden, mit den Worten eines Umfrageteilnehmers ist jedoch nochmals ihre Bedeutung hervorzuheben: „Die Geister scheiden sich, ob Geografie ‚tot‘ ist, es also völlig egal ist, von wo man arbeitet, oder ob Wissens- und Dienstleistungswirtschaft und der quartäre Sektor sich ausschließlich in einzelne Großstädten konzentrieren werden. Aber diese zwei Perspektiven haben wirklich unterschiedliche Ergebnisse für Kleinstädte!“

Gute Praxis

- Zwiesel in Niederbayern hat eine App entwickelt, um Stadtinformationen in Echtzeit griffbereit auf Smartphone oder Tablet bereitzustellen.
- In Hartberg in der Steiermark wird ein Echtzeit-Stadtinformationssystem zur besseren Einbindung und Information der Bevölkerung eingerichtet, insbesondere zu Umwelt-, Luft- und Klimadaten.
- Die Initiative „Silicon Vilstal“ will die digitale Transformation in den ländlichen Raum holen.
- In drei Testregionen in Rheinland-Pfalz werden im Rahmen des Projektes „Digitale Dörfer“ des Fraunhofer Institutes für Experimentelles Software Engineering Apps getestet, die den Lebenswert des ländlichen Raumes erhöhen sollen.
- Mit den „Mountain Hubs“ wurden im schweizerischen Unterengadin glasfaser-vernetzte Co-Working-Angebote in einem ländlichen Raum etabliert und gleichzeitig die digitale Infrastruktur in Schulen verbessert.

02.04 Nachhaltigkeit

Energetische Stadterneuerung. Fast vierzig Prozent des deutschen Energieverbrauchs entfallen auf den Gebäudesektor (d.h. auf Wohnhäuser und Gewerbeimmobilien). In Privathaushalten sind Heizung und Warmwasseraufbereitung mit 85 Prozent die größten Posten in der Energiebilanz (BMWi 2014). Wärmeregulierung und Warmwasserversorgung sind dementsprechend wichtige Hebel, an denen eine Steigerung der Energieeffizienz ansetzen kann. Tatsächlich werden im Neubau immer ambitioniertere Standards realisiert, bis hin zum „Plusenergiehaus“, das z. B. Solarstrom an das Stromnetz abgibt. Ineffizient in der Energienutzung sind jedoch weiterhin viele Altbauten. So ist der Heizwärmebedarf von unsanierten Gebäuden aus der Zeit vor 1960 rund zehnmal höher als der von Neubauten, die der Energiesparverordnung genügen (Koziol 2012). Allerdings, so konstatiert das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung in einer neueren Analyse: „Die Einsparerfolge der jüngeren Vergangenheit reichen bei weitem nicht aus, um die Energieeffizienzziele der Bundesregierung zu verwirklichen.“ Ein wichtiger Grund: Für den einzelnen Hausbesitzer rechnet sich eine energetische Sanierung im Regelfall höchstens langfristig. Im Ergebnis passiert heute noch zu wenig. Experten fordern deshalb zurecht, das Projekt der energetischen Sanierung nicht vom einzelnen Gebäude, sondern vom Quartier her zu denken. Gemäß dem Leitbild der „energetischen Stadterneuerung“ wird, so der Architekt Michael Frielinghaus, „statt einer einseitig und kurzfristig orientierten Optimierung des einzelnen Gebäudes die energetische Sanierung in einem städtebaulichen Verständnis betrachtet, die einen Attraktivitätsgewinn für die Stadt als Lebensort und eine Stärkung der Stadt als Wirtschaftsstandort leistet.“ (BDA 2012) Es geht also darum, das Einzelgebäude in einem größeren Zusammenhang zu sehen und energetisch zu qualifizieren. Beispielsweise können sich Eigentümer zu Standortgemeinschaften zusammenschließen, die gemeinsam in eine energetische Erneuerung investieren, etwa in ein Blockheizkraftwerk. Hier spielen die Potenziale einer regenerativen Erzeugung eine wichtige Rolle: Die Stadt der Zukunft wird günstigenfalls nicht nur weniger Energie verbrauchen, sie wird diese zudem aus anderen, erneuerbaren Quellen beziehen, bis hin zu einer vollständigen Energieautarkie einzelner Gemeinden. In verschiedenen Kleinstädten existieren bereits Erfahrungen mit ganzheitlich angelegten Ansätzen in der energetischen Stadterneuerung. So wurden im Rahmen eines ExWoSt-Forschungsfeldes von 2007 bis 2011 verschiedene Projekte auch in Kleinstädten durchgeführt und evaluiert (BMVBS 2011).

Ländliche Energiewende und regionale Energieautarkie. Kleinstädte in peripheren Lagen verfügen aufgrund ihrer Einbettung in ländliche Räume über besondere Chancen im Bezug auf eine Nachhaltigkeits- und Ressourcenwende. So stellt ein kommunaler Praktiker fest: „(D)as Kraftfeld in der Auseinandersetzung mit der Nutzung Erneuerbarer Energien ist der ländliche Raum. Hier stehen fast alle Windenergieanlagen, hier befindet sich der größte Teil der Photovoltaik-Anlagen, hier wächst fast die gesamte Biomasse.“ (Fleck 2012) Und Peter Moser vom Kompetenznetzwerk Dezentrale Energietechnologien sieht ländliche Räume als „Motor der Energiewende“ (Dilba 2013). Die ländlichen Regionen erzeugen ca. drei Viertel des erneuerbaren Stroms, so eine Studie des Thünen-Institutes, die „die Hypothese, dass ländliche Regionen durch die Energiewende im Vergleich zu den nicht ländlichen Regionen eine wirtschaftliche Stärkung erfahren“, zumindest „in Teilen“ bestätigen konnte: Die Wertschöpfung aus Betrieb und Wartung entsprechender Anlagen ist auf dem Land höher. Allerdings wird der Effekt zum Teil kompensiert dadurch, dass „nicht ländliche Regionen stärker von der Wertschöpfung aus den Stufen der Herstellung der Anlagen profitieren“ (Plankl 2013). Angesichts der Befürchtung, die Energiewende möge sich zwar *in* ländlichen Räumen, aber nicht *zugunsten* ländlicher Räume vollziehen, merkt ein Teilnehmer unserer Umfrage an, die Wende sei „möglichst mit regionalen Unternehmen“ zu realisieren, wobei hier an Wartung und Service ebenso zu denken ist wie an den eigentlichen Betreiber.

Energieautarkie und 100%-Regionen. Im Zuge der Energiewende haben ländlich geprägte Regionen nicht nur die Chance, Energie für andere zu produzieren. Sie können auch Schritte zu einer regionalen Energieautarkie gehen. Eine kommunale Selbstversorgung mit Strom und Wärme in Eigenregie kann die Energieversorgung langfristig günstiger machen und – über den Verkauf von überschüssig erzeugter Energie – eine Einnahmequelle für die Kommunen darstellen. 2010 wurde die 150-Seelen-Gemeinde Feldheim im Brandenburgischen zur „ersten energieautarken Gemeinde Deutschlands“ gekürt (Dilba 2013). Auch Kleinstädte verfolgen einen entsprechenden Entwicklungspfad, etwa Beverungen durch den Bau und die Betreibung von Windparks, Biogas- und Solaranlagen, Pumpspeicher- und Batteriespeicherwerke möglichst in interkommunaler Eigenregie (vgl. auch die Beispiele unten). Immer mehr Kleinstädte setzen zudem auf die Zukunftsvision einer Komplettversorgung aus erneuerbaren Energien.

Vielfalt des Nachhaltigkeitshandelns. Über das Thema Energie hinaus wurden in unserer Umfrage von einzelnen Teilnehmern eine Vielzahl von kleinstadtrelevanten Aspekten genannt, etwa:

- Flächenmanagement um naturnahe Flächen zu schonen
- Flächenverbrauch und Flächenversiegelung reduzieren
- Energieflüsse in der Stadt in ihrer Gesamtheit betrachten
- Nachhaltigkeitskonzepte mit einer Steigerung hochbaulich-ästhetischer Ansprüche in Einklang bringen
- Innenentwicklung vor Außenentwicklung
- Nachhaltige Bewirtschaftung und Erhaltung der Naturlandschaft
- Reduce, Reuse, Recycle

Das im letzten Punkt „Reduce, Reuse, Recycle“ angesprochene Thema der städtischen Werk- und Wertstoffströme ist neben der Energieversorgung als zentral für ein ökologisches Wirtschaften auch auf der städtischen Ebene anzusehen. Gemäß der Vision der „Circular Economy“ (Kreislaufwirtschaft) wäre hier das Ziel handlungsleitend, eine Wirtschaftsform zu etablieren, in der Abfall keinen Platz mehr hat, sondern alle verwendeten Ressourcen nach Gebrauch einer neuen, möglichst hochwertigen Verwendung zugeführt werden. Einzelne Städte arbeiten sehr konsequent an der Umsetzung des Leitbildes – etwa die japanische Kleinstadt Kamikatsu, in der die Recyclingrate 80% im Jahr 2015 betrug – bis 2020 soll das Ziel „Zero Waste“, kein Abfall, erreicht sein (Sakano 2015). Insbesondere bei komplexen Gebrauchsgütern ist jedoch ein Umsteuern auf überregionaler Ebene unabdingbar: „Die Demontage von gebrauchten Produkten und die Wiederverwertung der Materialien sind derzeit noch zu komplex und zu teuer und werden noch nicht flächendeckend in der Produktentwicklung berücksichtigt“, so Hartwig Höcker (2014) von der RWTH Aachen.

Nachhaltigkeit und Wirtschaftlichkeit. In einem „Gesamtranking“ der von uns im Fragebogen zur Diskussion gestellten Handlungsfelder landet das Thema Nachhaltigkeit auf dem letzten Platz, wenn auch nicht weit abgeschlagen (vgl. die Übersicht im Anhang dieser Expertise). Wir führen dies darauf zurück, dass Nachhaltigkeitsfragen von Kleinstädten – aufgrund einer angespannten Finanzlage und einer Vielfalt kurzfristig drängender Herausforderungen – mutmaßlich vor allem dann als handlungsrelevant wahrgenommen werden, wenn sich mit ökologischem Handeln deutlich sichtbar positive wirtschaftliche und soziale Effekte verbinden lassen, etwa eine Stärkung der lokalen Wirtschaftskraft und/oder der Attraktivität der Kommune. Hier ist insofern für Nachhaltigkeit zu werben, als dass eine nachhaltige Transformation aus unserer Sicht ein Innovationsfeld ersten Ranges darstellt, dessen Verankerung in ländlichen Räumen gerade auch unter wirtschaftlichen Aspekten Potenziale bieten kann.

Gute Praxis

- Das brandenburgische Prenzlau geht Schritte hin zur energieautarken Region mit regenerativer Energieerzeugung aus der Region. Besonderheit ist ein Forschungsprojekt Hybridkraftwerk, das Energie in Wasserstoff umwandeln und speichern kann.
- Die „Schönauer Stromrebell“ im Schwarzwald sind in den 90er Jahren aus einer Bürgerinitiative entstanden und versorgen inzwischen als bürgereigene Genossenschaft mehr als 150.000 Haushalte mit regenerativem, lokal erzeugtem Strom.
- Bereits 150 Landkreise, Gemeinden, Regionalverbände und Städte in Deutschland mit diesem Ziel haben sich im „100ee“-Netzwerk (100% Erneuerbare Energien) zusammengeschlossen.
- Die niedersächsische Samtgemeinde Lathen hat eine genossenschaftlich getragene gemeinsame Wärmeversorgung aufgebaut. Ein wichtiger Baustein ist ein Holzhackschnitzelheizwerk im Hauptort der Samtgemeinde.
- Die „Energiewirtschaft Morbach“ auf dem Gelände eines ehemaligen US-Munitionslagers stellt ein integriertes Konzept für die Versorgung mit Erneuerbaren Energien dar, in einer Kooperation zwischen Kommune, regionaler Wirtschaft und Wissenschaft.
- Die Stadtgemeinde Güssing an der südöstlichen Peripherie Österreichs hat bereits 1990 den Beschluss getroffen, zu hundert Prozent aus der fossilen Energieversorgung auszusteigen. Wesentliche Entwicklungsschritte waren ein Fernwärme- und ein Biomassekraftwerk sowie die Gründung des Europäischen Zentrums für Erneuerbare Energie.

02.05 Mobilität

Bedarf an innovativen Mobilitätskonzepten. Die Problematik der Mobilitätsversorgung in ländlichen Räumen ist bekannt und geprägt von einer hohen Abhängigkeit vom mobilisierten Individualverkehr einerseits und einer im Vergleich zu größeren Städten deutlich geringeren Versorgungsdichte im öffentlichen Verkehr andererseits. Innovative Mobilitätskonzepte werden zumeist mit Fokus auf Großstädte diskutiert, bieten aber auch Chancen für ländliche Räume. Dabei ist die besondere Situation dünner besiedelter Regionen zu berücksichtigen, auf die sich Lösungen aus Ballungsräumen nicht in jedem Fall unmittelbar übertragen lassen (beispielsweise das weiter unten in diesem Abschnitt besprochene „Free Floating“-Konzept für das Car-Sharing). Gleichzeitig ist deutlich: „Um die Mobilität aller Bevölkerungsgruppen in ländlichen und nachfrageschwachen Regionen unabhängig vom Einkommen und Alter auch in Zukunft zu gewährleisten, müssen innovative und integrierte Mobilitätskonzepte unter Einbezug aller Verkehrsträger entwickelt werden“ (BMVI 2016b). Als besonders interessant aus Sicht ländlicher Räume erscheinen zwei Stichworte aus der aktuellen Diskussion zur Zukunft der Mobilität, die wir in diesem Abschnitt aufgreifen: „Shared Mobility“ und das Potenzial neuer Mobilitätsdienstleistungen einerseits, und autonome Fahrzeuge andererseits.

Shared Mobility. Neue Mobilitätsdienstleistungen, wie sie in den letzten Jahren von Automobilkonzernen und anderen Anbietern vermehrt angeboten werden, bringen frischen Wind in die urbane Mobilitätslandschaft. Dabei hat sich in den Metropolen das „Free-Floating“-Konzept der neuen Carsharing-Anbieter als Erfolgsrezept erwiesen: Fahrzeuge können an beliebigen Orten in der Stadt angemietet und abgestellt werden. Die Hoffnung, Carsharing würde zu einer höheren Auslastung von Pkws im Stadtraum führen, hat sich zwar bisher nicht erfüllt. Und der Anteil der Carsharing-Flotten am gesamten Verkehrsaufkommen ist noch verschwindend gering, selbst in den wenigen Städten, in denen Angebote in nennenswertem Umfang überhaupt vorhanden sind. Gleichwohl bleibt festzuhalten: Ein neuartiges Mobilitätsprodukt hat sich am Markt etabliert und das alte Modell der Individualmobilität ein Stück weit aufgeweicht. Daran lässt sich zukünftig anknüpfen. Dadurch könnte sich auch das Klima insgesamt für die Etablierung neuer, integrierter Mobilitätsdienstleistungen verbessern, auch in ländlichen Räumen.

Integrierte Mobilitätsdienstleistungen in ländlichen Räumen. Ländliche Räume sind stark vom motorisierten Individualverkehr abhängig – eine historisch keineswegs neue Situation, konnte doch der traditionelle ÖPNV in dünner besiedelten Regionen nie dieselbe Versorgungsdichte und Schlagkraft erreichen wie in den Ballungszentren. Mit den Schrumpfungsprozessen in vielen peripheren Räumen wird vielerorts die Schwelle überschritten, an der der klassische, auf Linienverbindungen gestützte ÖPNV in ländlichen Räumen nicht mehr finanziert werden kann. Hier bieten bedarfsorientierte Angebote einen Lösungsansatz, wie seit Längerem bekannt ist. Auch „viele Verkehrsunternehmen haben inzwischen die Chance erkannt, sich vom reinen Bus- und Bahnanbieter zum integrierten Verkehrsdienstleister mit breiter Angebotspalette zu entwickeln“ (BMVI 2016c). Neben dem ÖPNV im engeren Sinne wären auch Konzepte für integrierte Mobilitätsdienstleistungen zu erproben, die einen *Transportmix* (gemeinsame Streckenbedienung für Personen und Güter), einen *Funktionsmix* an einem Ort (multifunktionale Busbahnhöfe, Bahnhöfe und Postagenturen) und einen *Ressourcenmix* (etwa Patiententransporte, mobile Dienste, private Post- und Paketdienste) umfassen können, wie etwa Wolfgang Heinze seit Längerem vorschlägt (Heinze 2007). Zudem können bürgerschaftlich getragene Mobilitätsangebote — Bürgerbusse und die „Förderung einer stärkeren Mitnahmekultur und Bereitschaft zum Fahrzeugteilen in der Bevölkerung“ (BMVI 2016b) — dabei helfen, die Mobilitätsversorgung insgesamt tragfähig zu machen.

Autonomes Fahren. „Shared Mobility“ als Konzept fügt sich in die weitergehende Vision des autonomen Fahrens ein, an deren Verwirklichung die großen Automobilkonzerne ebenso fieberhaft arbeiten wie die IT-Riesen aus dem Silicon Valley. Ab 2020, so eine McKinsey-Studie, könnten die ersten autonomen Fahrzeuge im Produktiveinsatz unterwegs sein – jedoch vermutlich nicht im Stadtverkehr, stellt doch der urbane Raum die größten Herausforderungen an die algorithmische Steuerung des Fahrzeugs, insbesondere auch aufgrund des nur schwer vorhersehbaren Verhaltens anderer Verkehrsteilnehmer. Die grundsätzlichen Zweifel jedoch, ob autonomes Fahren in Zukunft möglich ist, sind von den jüngsten Fortschritten in Künstlicher Intelligenz und Robotik weitgehend ausgeräumt worden. Im Zuge der Umsetzung ist nun tatsächlich denkbar, dass unser Mobilitätssystem sich grundlegend verändern wird. Beispielsweise verträgt sich die autonome Mobilität hervorragend mit Shared Mobility: Fahrzeuge werden bei Bedarf automatisch zur Verfügung gestellt und nach Nutzung ebenso automatisch weggeparkt – eine mögliche Lösung für die virulente Verstopfung städtischer Räume durch Fahrzeuge. In diesem Modell wäre es tatsächlich überflüssig, ein Fahrzeug zu besitzen. Über schon heute technisch realisierbare Ansätze hinaus sollten die Potenziale des autonomen Fahrens in ländlichen Räumen schon früh in Pilotprojekten ausgelotet und evaluiert werden. Prinzipiell eignen sich ländliche Regionen aufgrund des im Vergleich zu Ballungsräumen ge-

ringeren Verkehrsaufkommens und der insgesamt weniger komplizierten Verkehrsverhältnisse gut dafür, mit autonomen Fahrzeugen erschlossen zu werden. Allerdings steht hier digitales Kartenmaterial in einem ausreichenden Detaillierungsgrad nicht immer in ausreichendem Maße zur Verfügung. Einzelne Projekte im ÖPNV-Bereich existieren bereits, und in Modellregionen sollen in den nächsten Jahren die Potenziale genauer ausgelotet werden, z. B. im Rahmen des „Innovationsnetzwerkes autonomes Fahren im ländlichen Raum“ (Innovationsnetzwerk Autonomes Fahren 2017). Das autonome Fahren hat zudem das Potenzial, die Anbindung von peripheren Regionen an überregionale Verkehre zu verbessern.

Gute Praxis

- Im schweizerischen Kanton Wallis wird ein 2-jähriger Testbetrieb zum Erproben fahrerloser ÖPNV-Angebote in Ergänzung des bestehenden Angebots unter Realbedingungen im städtischen Raum aufgebaut.
- In Finnland soll im Lauf von 2017 ein nachfragegesteuerter, fahrerloser Bus-Service in den Pilotbetrieb gehen.
- Der japanische Anbieter SB Drive hat einen autonomen Bus entwickelt, der speziell auf die Bedürfnisse ländlicher Regionen zugeschnitten ist.
- Das baden-württembergische Offenburg baut ein Netz von Mobilitätsstationen auf, die unterschiedliche Verkehrsmittel (vor allem Zweiräder und ÖPNV) an wichtigen ÖPNV-Haltestellen miteinander verknüpfen sollen.
- Der Landkreis Calw in Baden-Württemberg initiiert ein bedarfsgesteuertes ÖPNV-Angebot zur Ausweitung der Verkehrsangebote, gemanagt durch eine zentrale Dispositionszentrale.
- Im brandenburgischen Bad Belzig bedient der Bürgerbus Hoher Fläming schon seit zehn Jahren mit ehrenamtlichen Fahrerinnen und Fahrern Strecken, die für ein Verkehrsunternehmen unwirtschaftlich sind, aber das bestehende Angebot sinnvoll ergänzen.
- Auch in Olfen in Nordrhein-Westfalen rollt seit Langem ein Bürgerbus. Dort wurde auch ein bedarfsgerechter Schülertransport ins Leben gerufen.
- Die Landgemeinden Jossgrund und Flörsbachtal haben das Fahr- und Begleitangebot „Bürger fahren Bürger“ ins Leben gerufen.
- Im Rahmen des Wettbewerbs „Menschen und Erfolge“ wurden 2012 verschiedene innovative Mobilitätskonzepte in ländlichen Räumen ausgezeichnet, z.B. das Carsharing-Angebot von Hülbenthal und das JugendCard-Taxi in Bad Reichenhall.

02.06 Handel und Logistik

Die Stadt als Ort des Handels. Zwischen Stadt und Handel bestehen traditionell vielfältige Wechselwirkungen und Verknüpfungen (Deutscher Städtetag 2016, BBSR 2017e). Die Stadt ist ein Ort vielfältiger Handelslandschaften, und es sind wesentlich auch Einkaufsangebote, die Städte belebt und attraktiv machen. Heute kommt es zu allerdings zu dynamischen Veränderungen, die Städte und ihre lokalen Handelsstrukturen vor große Herausforderungen stellen, insbesondere durch E-Commerce, ein vermehrtes Logistikaufkommen im Stadtraum und anhaltende Konzentrationsprozesse im Handel. Im Folgenden skizzieren wir einige aktuelle Trends und fragen nach ihrer Bedeutung für Kleinstädte.

Wachsende Konkurrenz durch elektronischen Handel. Die digitale Transformation ist ein zentraler Treiber von Veränderung in Handel und Logistik. Der Umsatz im E-Commerce (B2C) hat sich von 1999 bis 2016 um den Faktor vierzig erhöht, von damals 1,1 Milliarden auf heute 44,2 Milliarden (GfK 2017). Für das Jahr 2020 hält eine Studie des Kölner Instituts für Handelsforschung 25 Prozent Marktanteil für den digitalen Handel für plausibel. Die Zahl der (stationären) Geschäfte wird dagegen schrumpfen, je nach zugrundeliegendem Szenario um 24.000 oder sogar 58.000 (Der Handel 2014). Der Einzelhandel sucht nach Wegen, um sich der digitalen Konkurrenz zu erwehren, indem er selbst Online- und Offline-Angebote zu verknüpfen und zu verzahnen sucht, mit sogenannten „Omnichannel“-Angeboten wie „Click & Collect“ (online bestellen und bezahlen und die Ware im Shop abholen), „Instore-Order“ (im stationären Handel aufgebene Bestellungen werden nach Hause geliefert) oder „Instore-Return“ (online gekaufte Ware wird im Ladengeschäft zurückgegeben), aber auch mit neuen Shop-Konzepten, die auf digital gestütztes Einkaufen setzen. Hierfür sind hohe Investitionen in die IT-Infrastruktur und komplexere Organisationsstrukturen notwendig. Ob diese Investitionen sich langfristig auszahlen, ist noch unsicher.

Veränderungen in der Nahraumlogistik. Der wachsende Online-Handel hat zu einem rapiden Wachstum in der Paketlogistik geführt. Von 1999 bis 2013 hat sich die Anzahl der versandten Pakete bereits verdoppelt, 2015 wurden bereits drei Milliarden Pakete verschickt. Die große Mehrzahl des Paketvolumens geht auf den Versandhandel zurück. Als Engpass erweist sich dabei die sogenannte „letzte Meile“. Hier entstehen den Logistikdienstleistern immer höhere Kosten pro Paket, unter anderem weil viele Pakete erst nach mehreren Zustellversuchen ihr Ziel erreichen. Gleichzeitig wächst die Frustration auf Kundenseite – 7500 Beschwerden über missglückte Zustellungen gingen 2016 bei der Verbraucherzentrale Nordrhein-Westfalen ein (Wittlich 2016). In diesem Zusammenhang sind unterschiedliche Modellvorhaben zu verstehen, bei denen Paketbriefkästen in städtischen Mietshäusern installiert oder Päckchen in den Kofferraum von parkenden Autos ausgeliefert werden (sowohl Audi als auch Volvo führen entsprechende Pilotprojekte zu). Um eine ressourcenschonendere Belieferung zu ermöglichen, werden vereinzelt bereits Elektroautos oder Fahrräder genutzt.

Konzentration im Handel. Die Digitalisierung befeuert darüber hinaus ohnehin bereits lange anhaltende Konzentrationsprozessen im Handel, die sich bei nur relativ geringen Umsatzsteigerungen vollziehen und vor allem zulasten des nicht filialisierten Einzelhandels gehen. Dieser verliert weiter Marktanteile, während Discounter und Fachmärkte dazugewinnen (Nitt-Drießelmann 2013). Gleichzeitig nimmt der Anteil des Einzelhandels am Konsum weiter ab, während die Verbraucher mehr Geld für das Wohnen aufwenden. Wir geben also im zeitlichen Verlauf anteilig immer weniger Geld für Nahrungsmittel und Bekleidung, aber auch Möbel und Haushaltsgegenstände aus. Auch durch die demographische Entwicklung sind „einem möglichen Umsatzwachstum im Einzelhandel sehr enge Grenzen gesetzt. Für den stationären Einzelhandel bedeutet dies in der Konsequenz, dass die Umsätze insgesamt zurückgehen werden.“ (Nitt-Drießelmann 2013).

Ausdünnung der lokalen Versorgung. Die angesprochenen Entwicklungen können ein erhebliches Risiko gerade für dünn besiedelte Räume darstellen, befördern sie doch eine Aushöhlung lokaler Versorgungsstrukturen: „Wenn stationäre Umsätze sich zugunsten des Online-Handels verschieben, wird es perspektivisch zu einem Ladensterben kommen“ (Reink 2016), eine Aussicht, die aus Stadtentwicklungssicht nur als Bedrohung wahrgenommen werden kann, insbesondere in Städten, in denen eben dieses Ladensterben längst in vollem Gange ist. Allerdings ist auch die entgegengesetzte Perspektive festzuhalten, dass nämlich E-Commerce einen Beitrag leisten könnte, die Versorgungsqualität in peripheren Lagen zu erhöhen, indem die Verfügbarkeit von Gütern zumindest der Tendenz nach vom Verbraucherstandort entkoppelt wird: Die Ware kommt dann zum Verbraucher anstatt umgekehrt. Die Abhängigkeit der Kleinstadtbewohner vom Versorgungsangebot in mehr oder weniger gut erreichbaren größeren Städten ist demnach abgeschwächt.

E-Commerce als Chance? Ist also E-Commerce eine Chance für Kleinstädte in peripheren Lagen? Im Lebensmitteleinzelhandel spielt der elektronische Handel heute noch eine geringe Rolle. Zudem wird „der Online-Handel (...) im Bereich des Lebensmitteleinzelhandels, bevor er keine Marktdurchdringung in den verdichteten Räumen erreicht hat, keine echte Alternative bzw. Chance für den ländlichen Raum sein können“, so eine Experteneinschätzung: „Erst wenn der Kunde in den ländlichen Gebieten bereit ist, die in Relation zu den verdichteten Räumen unpasslichen Bedingungen durch z. B. einen finanziellen (Transport-) Aufschlag auszugleichen, bestehen echte Realisierungschancen.“ (Reink 2016) Ein solches Szenario ist allerdings für die mittlere bis längere Frist keineswegs auszuschließen. Aus einer chancenorientierten Perspektive ist in jedem Fall die Frage zu stellen, ob und wie Städte den elektronischen Handel für sich und in ihrem Sinne nutzen können (Deutscher Städtetag 2016). Hier wäre etwa an eine lokal moderierte Verzahnung von Online- und Offline-Handel zu denken: „Die Herausforderung für den stationären Handel der Zukunft (ist) nicht der Online-Handel (...), sondern die Verknüpfung der verschiedenen Vertriebswege sowie digitalen Services am Point of Sale.“ (Reink 2016) Diese Perspektive wurde auch von den Kleinstadtvertretern, die sich an unserer Umfrage beteiligten, bestätigt.

Lokale Versorgung stärken. Die oben angesprochenen Konzentrationsprozesse im Handel, die vor Ort gerade in kleinen Städten zu einer aus Verbrauchersicht wenig attraktiven Monokultur führen, werfen die Frage auf, wie Städte zukünftig eine attraktive und lebendige Versorgungslandschaft aufrechterhalten bzw. wieder herstellen können. Von Kleinstadtvertretern wird dem Ausbau der Nahversorgung von Bürgern mit regionalen Lebensmitteln eine wichtige Rolle beigemessen. Hier spielen Wochenmärkte, Bürger- und Nachbarschaftsläden eine Rolle, aber auch der filialisierte Einzelhandel in Kooperation mit lokalen Anbietern. So existieren in der Schweiz von großen Handelsketten getragene, gleichwohl auf die Bedürfnisse ländlicher Räume zugeschnittene Angebotsformen, etwa die Läden des „Kleinflächenspezialisten“ Volg, der ebenfalls auf lokale Erzeugnisse setzt und z. B. mit Bäckereien vor Ort kooperiert (BMUB 2014). Ein ähnliches Modell verfolgt in Deutschland der Anbieter tegut (siehe die Beispiele am Ende dieses Abschnitts).

Gute Praxis

- Die aus Bundesmitteln geförderte Initiative „Biostädte“ verfolgt das Ziel, den Ökolandbau, die Weiterverarbeitung und Nachfrage nach Bio-Lebensmitteln mit kurzen Transportwegen und regionaler Wertschöpfung zu fördern. Neben Mittel- und Großstädten ist auch die Kleinstadt Lauf an der Pegnitz im Fränkischen beteiligt.
- In Pfaffenhofen an der Ilm wurde das Projekt „Besser daheim“ ins Leben gerufen. Herzstück der Aktivitäten ist eine Online-Plattform, die als gemeinsamer digitaler Marktplatz für Pfaffenhofener Einzelhändler, Gastronomie- und Handwerksbetriebe sowie endkundennahe Dienstleister dient.
- Der Supermarkt-Betreiber tegut richtet kleinere Supermärkte („Lädchen für alles“) in kleinen Ortschaften ein. Die Geschäftsführung nehmen (unterstützt von tegut) die Anwohner selbst in die Hand.
- Die Bäckerei Görlitz in Dömitz in Mecklenburg-Vorpommern hat ein kundenorientiertes, mobiles Verkaufsmodell entwickelt und macht heute einen Großteil ihres Umsatzes mit drei Verkaufswagen, die im mobilen Verkauf fast 50 Dörfer erreichen.
- Die MarktTreff-Läden in Schleswig-Holstein zielen darauf ab, Grundversorgung und Lebensqualität in ländlichen Räumen zu verbessern. Das Angebot eines MarktTreffs umfasst Lebensmittel, Dienstleistungen und einen Bürgertreffpunkt.

02.07 Arbeit und Produktion

Produktion in der Stadt. Die europäische Stadt der Moderne ist als Stadt der Industrialisierung entstanden und war ursprünglich ein Ort der Produktion. Die Symbiose von Leben, Wohnen, Arbeiten und Produzieren wurde erst im 20. Jahrhundert aufgelöst. Vor den Toren der Stadt stand mehr Platz zur Verfügung; zugleich störten die Lärm- und Schadstoffemissionen der industriellen Produktion hier weniger. Im 21. Jahrhundert mehren sich nun Anzeichen für eine Renaissance industrieller Produktion im urbanen Raum. Der Verzahnungsspezialist Wittenstein produziert in Stuttgart in einem dichten urbanen Umfeld, in unmittelbarer Nachbarschaft einer Passivhaus-Siedlung. Hier vertragen sich Wohnen, Leben und Produzieren bestens (Industrie-Anzeiger 2012). Fortschrittliche Fertigungsverfahren machen es bereits heute möglich, geräusch- und emissionsarm zu produzieren, und zudem – dem übergreifenden Technologietrend zur Miniaturisierung sei Dank – auf kleinstem Raum (Spath 2014). Die Vorteile der urbanen Wertschöpfung sind vielfältig: Das dichte städtische Umfeld erlaubt kurze Distanzen zwischen Arbeitsplatz und Wohnstätte; die Nähe zum Kunden macht kooperative Innovationsprozesse möglich. So käme es zu einer „Verschmelzung von Wertschöpfungsort, Arbeits- und Absatzmarkt im städtischen Umfeld“ (Wiegel et al. 2013), zu einer „Harmonisierung von Arbeiten und Wohnen, Leben, Gesundheit und Freizeit“ (Spath 2014), vielleicht sogar zu einer „stadtintegrierten gemischten Nutzung von Stadtquartieren durch Unternehmen und Anwohnergebiete“ (Wiegel et al. 2013).

Urbane High-Tech-Produktion in Kleinstädten? Kleinstädte sind wichtige Standorte für klein- und mittelständische, oftmals hoch spezialisierte Unternehmen. Zwar erweist sich eine Ansiedlung großer Industriebetriebe in vielen Kleinstädten als schwierig, weil, wie eine aktuelle Publikation des Bundeswirtschaftsministeriums mit Blick auf die ostdeutschen Kleinstädte vermerkt, „die vielen Kleinstädte in den neuen Ländern und bevölkerungsarme ländliche Regionen nicht sonderlich attraktive Standorte für hochproduktive Großbetriebe in Zukunftsfeldern“ sind (BMW 2015). Für kleine, mittelständische, hochflexible Industrieproduktionen mit modernsten Mitteln muss dies jedoch nicht im selben Maße gelten. Allerdings ist auch hier wieder eine leistungsfähige infrastrukturelle Basis – insbesondere mit Blick auf den Breitbandausbau, vgl. Kapitel 01.03 – unabdingbar.

Handwerk meets High Tech. Die Vision einer Produktion in Kundennähe, mit einer Fertigung in kleineren Losen, mit optimierten Distributionswegen und auf Basis moderner Technologien (vom 3D-Druck bis hin zu einer smarten Automatisierung à la Industrie 4.0) hat auch Konsequenzen für das Handwerk. Eine vielfältige Landschaft eher handwerklich geprägter Produktion in städtischen Räumen existiert bereits. Die Produzenten fertigen Schuhe, Krawatten und Matratzen, nähen Messenger Bags und brauen „Craft Beer“. Im Verbund „SFMade“ zum Beispiel haben sich 500 Kleinproduzenten aus dem Raum San Francisco zusammengeschlossen. Startups nutzen häufig Crowdfunding als Weg zu einer Anschubfinanzierung, holen also ihre zukünftigen Kunden schon vor Produktionsbeginn ins Boot. Hier lässt sich auch eine Perspektive für Kleinstädte und die lokale Wirtschaft erkennen, eine Brücke zwischen dem Handwerk und High Tech zu schlagen. Die Grenze zwischen handwerklicher und industrieller Produktion verflüssigt sich dabei. Der amerikanische Startup „Local Motors“ zum Beispiel will in urbanen Fabriken in Kleinstserien Fahrzeuge produzieren, die genau auf den lokalen Bedarf zugeschnitten sind. Dazu nutzt das Unternehmen eine internationale Produktentwickler-Community, hergestellt wird im 3D-Druck. Auch in anderen Branchen werden die Potenziale einer lokalen Fertigung intensiv erforscht, zum Teil sogar direkt im Shop nach Kundenwunsch („Store-Front-Produktion“). Auch internationale Großkonzerne wie Adidas verfolgen ähnliche Konzepte: Montageroboter sollen Sportschuhe auf den individuellen Kundenwunsch hin in nur fünfzehn Minuten fertigen – direkt vor Ort im Adidas-Shop (Manager Magazin 2017). Dabei wirken neue Technologien wie der 3D-Druck nur auf den ersten Blick als Fremdkörper in ländlichen Räumen. Da diese Technologien zum Entstehen dezentraler, kleinteiliger Wertschöpfungsstrukturen anstelle großer zentraler Fabriken beitragen, wäre aus unserer Sicht optimistisch zu erkunden, welche Chancen sich daraus für die lokale Wirtschaft und das Handwerk in Kleinstädten ergeben können.

Handwerk und lokale Dienstleistungen als Standortfaktoren in der Kleinstadt. Zumindest in Bezug auf das letztgenannte Ziel herrscht große Einigkeit unter den Teilnehmern an unserer Umfrage: Die Stärkung von Handwerk und lokalen Dienstleistungen als Standort- und Identifikationsfaktor wurde handlungsfelderübergreifend von allen diskutierten Aspekten mit am Höchsten bewertet, wird also als Schlüssel für die zukünftige Entwicklung von Kleinstädten angesehen. In dem Maße, in dem die Produktion kleinkaliger, dezentraler und individueller wird, nähert sie sich dem Handwerk an – eine Chance für Handwerksbetriebe in Kleinstädten? Initiatoren von sogenannten „Makerspaces“ können hier auch Brücken zur lokalen Wirtschaft schlagen, wie dies etwa im MakerLab Murnau am Staffelsee geschieht.

Landwirtschaft in der Stadt. Eine größere Nähe zwischen städtischem Leben und Produktion zeichnet sich auch im Bereich der Landwirtschaft ab. Historisch mag dies paradox wirken, lässt sich doch die Stadt als „Ort der besonderen Lebensform derer“ verstehen, die gerade *nicht* in der Landwirtschaft tätig sind (Häussermann/Siebel 1987). Heute ist dieser alte Gegensatz jedoch neu zu bewerten. Für Deutschland sprechen Fraunhofer-Forscher von 360 Millionen Quadratmetern Dachfläche, die sich für den Anbau von Obst und Gemüse eignen (Gassmann 2015). Hier liegt ein ungenutztes Potenzial, auch wenn einschränkend anzumerken ist, dass sich hier neue Konkurrenzsituationen ergeben: Sind die Dachflächen zu nutzen für die Landwirtschaft, für die solarenergetische Nutzung oder doch eher als weiße Dachflächen gegen den Klimawandel? Eine amerikanische Studie kommt in jedem Fall zum Ergebnis, dass selbst in einer Stadt wie New York die landwirtschaftliche Produktion im Stadtraum einen signifikanten Beitrag zur Nahrungsmittelsicherheit leisten könnte (Sonuparlak 2011). Die Stadt als Selbstversorger: Die herkömmliche Arbeitsteiligkeit zwischen Stadt und Land wäre damit in Zukunft abgemindert. Die Stadt Oberhausen plant beispielsweise gegenwärtig, auf dem Dach des zukünftigen Jobcenters am Altmarkt eine gebäudeintegrierte Gemüseproduktion zu installieren (Fraunhofer UMSICHT 2017).

Urban Gardening auch in ländlichen Räumen. Urban-Gardening-Initiativen sind auch für Kleinstädte hochrelevant, leisten sie doch einen Beitrag zur Versorgung der Stadt mit regionalen Lebensmitteln und tragen zur Stärkung der lokalen Gemeinschaften bei. So werden städtische Nutzgärten eingerichtet und nach dem Motto „Pflücken erlaubt“ gemeinschaftlich genutzt, wie im Modell der „Essbaren Stadt“, für das die Kommune Andernach ausgezeichnet wurde. Eine kleinskalige urbane Landwirtschaft im kleinstädtischen Raum steigert also die städtische Lebensqualität, die Identifikation mit dem Ort und den lokalen Zusammenhalt, wichtige Ressourcen, von denen Kleinstädte zehren können (Müller 2011).

Kreativwirtschaft. Zuletzt ist das neue Verständnis von Leben, Arbeiten und Wirtschaften zu nennen, das sich im seit der Jahrtausendwende populär gewordenen Begriff der Kreativwirtschaft bündelt. Kreative und Kulturschaffende leisten einen – lange unterschätzten – Beitrag zur Prosperität städtischer Räume, indem sie in erheblichem Maße Beschäftigung sichern und Umsätze erwirtschaften. Der Beitrag der Kultur- und Kreativwirtschaft lag 2016 in Deutschland bei knapp 100 Milliarden Euro (zum Vergleich: die Automobilwirtschaft erwirtschaftete im selben Zeitraum knapp 150 Milliarden Euro, der Maschinenbau gut 100 Milliarden Euro, die chemische Industrie weniger als die Hälfte) (BMW 2017). Die Kreativbranchen sind also durchaus „harter“ Standortfaktor. Darüber hinaus kommt jedoch den kreativen Milieus im städtischen Raum eine weitergehende Bedeutung zu. Kreativität gilt heute als zentrale produktive Ressource im Wirtschaftsleben. Zudem ist die typische Lebensweise von Kunst- und Kulturschaffenden zu einem Vorbild für „neue Arbeit“ geworden. Meetings im Café, örtlich und zeitlich ungebundenes Arbeiten, flache Hierarchien – was im Kultursektor seit jeher selbstverständlich ist, wird zum Vorbild für eine Erneuerung der Unternehmenskultur in multinationalen Konzernen und zum Lebensstil vieler Selbständiger. Die neue Arbeitskultur erfordert einen hohen Grad an Vernetzung, lange Öffnungszeiten im Einzelhandel, ein entsprechendes gastronomisches Angebot, vor allem aber auch: flexible Arbeitsplätze. Lange Öffnungszeiten lassen sich in ländlich-peripheren Räumen sicherlich nur schwierig realisieren. Aus Frankreich und Spanien sind Angebote bekannt, die Dorfläden und Kneipe verbinden – möglicherweise wäre dies ein Weg, mit der Schwierigkeit umzugehen.

Aus Sicht der Teilnehmer an unserer Umfrage besteht in diesem Bereich Handlungsbedarf in Kleinstädten, um sich als attraktiver Standort für Angehörige der Kreativwirtschaft zu etablieren. So forderten Umfrageteilnehmer verschiedentlich in offenen Nennungen eine stärkere Öffnung der Kleinstadt gegenüber neuen Arbeits- und Lebensformen: „Für ländliche Räume ist die Entwicklung und Organisation neuer Wohn-, Lebens- und Arbeitsräume notwendig.“ Die „Coworking Spaces“, also gemeinsam genutzte, spontan oder zumindest relativ flexibel buch- und nutzbare Arbeitsräume, die häufig auch dem Networking oder einfach dem Gemeinschaftsgefühl dienen, sind Beispiele hierfür. Es gibt sie bereits in ländlichen Räumen: „In der Kleinstadt lernt man schnell alle Akteure in einem Milieu kennen. Vielleicht bieten die Coworking Spaces daher bei der Suche nach neuen Perspektiven andere Interaktionsmöglichkeiten. Gerade berufliche Interessensgruppen bilden sich in kleineren Städten schwer,“ so ein Betreiber aus der Mittelstadt Kempten (Foertsch 2011).

Gute Praxis

- Die Stadt Andernach ist für ihr Projekt „Essbare Stadt“ 2013/2014 im bundesweiten Innovationswettbewerb „Ausgezeichnete Orte im Land der Ideen“ ausgezeichnet worden.
- Das „City-Outlet“ in Bad Münstereifel in Nordrhein-Westfalen ist als erstes innerstädtisches Outlet-Center in Deutschland an den Start gegangen und wird regional und überregional wahrgenommen und kritisch diskutiert.
- In Vorchdorf in Oberösterreich wurden zwei offene 3D-Druck-Labore in Schulen eingerichtet, in denen gemeinsam mit Vertretern der Kreativwirtschaft die neuen Möglichkeiten der Technologie erprobt werden.
- In Murnau am Staffelsee wird das Gelände eines ehemaligen Krankenhauses zu einem „Maker Space“ umgenutzt.
- In Einbeck in Südniedersachsen bietet der zentral gelegene Coworking Space „3eck“ flexible Arbeitsplätze für Firmengründer und Freiberufler.
- Wissenschaftler der Universität Ulm und der Hochschule Reutlingen arbeiten gemeinsam mit der an der baden-württembergisch-bayerischen Landesgrenze gelegenen Kleinstadt Dietenheim im Rahmen eines Reallabors (vgl. Kapitel 03.03) an einer nachhaltigkeitsorientierten Revitalisierung der Textilstadt.
- Die Firma Stengelin hat 2004 ihren Standort von Friedrichshafen in die Landgemeinde Deggenhauserthal verlegt. Nach Angaben der Geschäftsführung war Motivation für die Standortentscheidung auch „die Gewinnung qualifizierter Mitarbeiter (...), weil hier die direkte Konkurrenz zu den großen Arbeitgebern in Friedrichshafen fehle“, so ein Medienbericht.

02.08 Zwischenfazit: Herausforderungen und Chancen

Im Gang durch die unterschiedlichen Handlungsfelder sind verschiedene Trends und Herausforderungen zur Sprache gekommen, denen sich Kleinstädte in peripheren Lagen gegenübersehen. Fünf davon seien hier nochmals besonders hervorgehoben:

1. der *Bevölkerungsrückgang und die Alterung der Bevölkerung*, mit denen viele Kleinstädte zu kämpfen haben und die sich anschließende Frage, wie Kleinstädte unter zum Teil schwierigen Bedingungen ihre *Attraktivität* erhöhen können, d.h. *Standortqualitäten* ausbauen und die *Lebensqualität* vor Ort steigern – für diejenigen, die schon da sind (insbesondere auch für ältere Stadtbewohner), wie auch für Zuzügler (Kapitel 02.01),
2. der anhaltende *Flächenverbrauch* in ländlichen Räumen durch Ausweisung neuer Flächen für Gewerbe und Wohnen und die gegenläufige Herausforderung, *Innenstädte und Ortskerne zu revitalisieren* und den *Einzelhandel* zu stärken (Kapitel 02.01, 02.06),
3. die angespannte *Finanzlage* vieler Städte, die zu einer eingeschränkten Investitionsfähigkeit führt und Schwierigkeiten mit sich bringt, *Angebote der Daseinsvorsorge* aufrecht zu halten, etwa im gesundheitlich-sozialen Bereich, in der Mobilität und in der Versorgung mit Dingen des täglichen Bedarfs (Kapitel 02.02, 02.05, 02.06),
4. die *Modernisierung von Infrastrukturen*, um von Zukunftstechnologien profitieren zu können, insbesondere im Bereich der *Digitalisierung* (Kapitel 02.03), der *Energieversorgung* (Kapitel 02.04) und der *Mobilität* (Kapitel 02.05),
5. die Aufrechterhaltung der *regionalen Wirtschaftskraft* und *Beschäftigung* (02.04, 02.06, 02.07)

Diese fünf Cluster sind insofern als zentral anzusehen, weil sie einen hohen Deckungsgrad mit den „Top 5“ unter den Herausforderungen aufweisen, die in unserer Umfrage von Kleinstadtvertretern als von besonders hoher Bedeutung in den nächsten fünfzehn Jahren angesehen wurden (vgl. dazu Tabelle T.02 im Anhang). Wenn im folgenden von Strategien zur Transformation der Kleinstadt die Rede ist, sind damit Strategien gemeint, die dazu beitragen, die genannten Herausforderungen zu bewältigen.

Umgekehrt sind Chancen und Gestaltungsansätze für Kleinstädte in peripheren Lagen deutlich geworden, die wir hier noch einmal schlaglichtartig aufführen:

- Neue Wohn- und Nutzungsformen in der Innenstadt (02.01),
- Koproduktion von Daseinsvorsorge (02.02),
- Digitale Daseinsvorsorge und neue digitale Dienste (02.03),
- Regionale Wertschöpfung im Zusammenhang mit der Energiewende (02.04),
- Integrierte Mobilitätsdienstleistungen und Pionierarbeit für die Ära des autonomen Fahrens (02.05),
- Potenziale einer regionalen Versorgung mit Lebensmitteln (02.06),
- Öffnung der Kleinstadt für neue Formen des Arbeitens und die Kreativwirtschaft (02.07),
- Neue urbane Produktionsformen als Chance für Handwerk und Industrie (02.07).

Da Kleinstädte sich stark voneinander unterscheiden, wird nicht jedes dieser Themen für jede Kleinstadt in gleichem Maße handlungsrelevant sein. Wie eingangs betont erhebt die Liste auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Gleichwohl zeigen die Beispiele, die wir zu jedem Handlungsfeld benannt haben – und die wir in Kapitel 03.05 nochmals systematisierend aufgreifen –, dass vielerorts Kleinstädte bereits aktiv gestaltend ihre Geschicke in die eigene Hand nehmen. Sie übertragen dabei zum Teil bereits existierende gute Praktiken aus größeren Städten auf den kleinstädtischen Kontext, zum Teil reagieren sie aber auch auf die vor Ort vorgefundene Situation und entwickeln passgenaue neue Lösungen. Insbesondere haben wir viele Beispiele gesehen, bei denen es Beiträge von Bürgerinnen und Bürgern sind, die zu einer Bewältigung der oben genannten Herausforderungen einen Beitrag leisten, häufig unterstützt durch ihre Kommunen bzw. durch engagierte Persönlichkeiten, die sich lokale Impulsgeber wirken. Den Gesichtspunkt einer *bürgergetragenen* Transformation der Kleinstadt rücken wir im folgenden Kapitel ins Zentrum der Betrachtung.

03. Urbanität

Dieses Kapitel stellt die zentrale Argumentationslinie der Expertise vor. Wir kontrastieren zunächst zwei unterschiedliche, auf einander aufbauende Zugänge zum Begriff der Urbanität: auf der *deskriptiven* Ebene interessieren die Strukturmerkmale eines bestimmten Stadttypus, auf der *normativen* Ebene rückt die Frage nach dem „guten Leben in der Stadt“ in den Vordergrund der Betrachtung (Kapitel 03.01). Auf Grundlage einer Analyse von Merkmalen von Kleinstädten (Kapitel 03.02) kommen wir zu dem Schluss, dass es Beiträge von Bürgerinnen und Bürgern sind, die das „gute Leben“ gerade in der Kleinstadt wesentlich prägen (Kapitel 03.03). Darauf aufbauend nehmen wir einen Faden aus Kapitel 02 wieder auf, indem wir unterschiedliche Handlungsmuster identifizieren, mit denen Bürgerinnen und Bürger in Kleinstädten ihre Vorstellungen vom „guten Leben“ bereits verwirklichen (Kapitel 03.05). Dies mündet in die These, dass diesen Handlungsmustern transformatives Potenzial innewohnt, um die in Kapitel 02 benannten Herausforderungen, denen sich Kleinstädte gegenübersehen, zu bewältigen (Kapitel 03.06). Wir schließen mit einem Fazit und einer Reihe von Empfehlungen an Verwaltung und Politik (Kapitel 03.07).

03.01 Urbanität – deskriptiv und normativ

„Als urban werden einerseits Orte in der Stadt bezeichnet, andererseits werden Lebensstile urban genannt. Urbanität kann jedoch in einem umfassenden Sinn auch als historische Kategorie begriffen werden, die eine bestimmte Phase der gesellschaftlichen Entwicklung und eine bestimmte Lebensweise in dieser Phase kennzeichnet“, stellen Häussermann und Siebel (1992) fest. Vor allem der von den Autoren letztgenannte Aspekt soll hier im Zentrum stehen. Dabei lässt sich der Begriff in zwei Richtungen lesen: einerseits beschreibend-deskriptiv, wenn es also darum geht, spezifische Merkmale der Stadt und des städtischen Lebens herauszuarbeiten; andererseits normativ aufgeladen, wenn Urbanität „ein spezifischer Wert beigemessen (wird), der eben dieses Städtische nicht nur von anderen Sphären unterscheidet, sondern es auch über jene hinaushebt.“ (ebd.) Die normative Dimension ist der deskriptiven dabei nachgelagert, insofern sich was (normativ) als „Wert“ an einer Sache zu verstehen ist natürlich nur von den Merkmalen (deskriptiv) der Sache her bestimmen lässt. Deshalb lassen sich beide Ebenen auch nur schwer trennen, so dass die Versuchung immer nahe liegt, deskriptiv herauszustellen, was dann normativ den Wert ausmachen soll. Gleichwohl scheint es sinnvoll, die Aufspaltung des Begriffs in zwei Dimensionen zumindest als heuristisches Prinzip aufrecht zu erhalten, und mit der rein deskriptiven Ebene zu beginnen.

Urbanität deskriptiv. Entlang der deskriptiven Dimension hat Walter Siebel in einer neuen Publikation die – heutige, europäische – Stadt als Ort einer spezifischen Lebensform verstanden, die einerseits durch eine „Entlastung von notwendigen Arbeiten“ charakterisiert ist, also durch eine Art urbane Service-Ökonomie, andererseits durch die ständige Begegnung mit Fremden (Siebel 2016, vgl. auch Kapitel 03.02 unten). Die sozialökologische Schule der Stadtforschung, namentlich Louis Wirth (1938), sah die Stadt gekennzeichnet durch Größe, Dichte und Heterogenität. Diese Merkmale bleiben im Hintergrund von Siebels Definitionsversuch des Städtischen weiter bedeutsam, stellen sie doch Bedingungen für die intensive urbane Arbeitsteilung wie für die Erfahrung von Fremdheit dar.

Die Autoren gehen dabei wesentlich von *großstädtischen* Verhältnissen aus. Und tatsächlich scheinen die von Wirth und Siebel genannten Merkmale auf die Kleinstadt nicht im selben Maße zuzutreffen, eben weil es sich um eine *kleine* Stadt handelt. Unterschiedlichen Charakteristika der Kleinstadt, auch in Abgrenzung zur Großstadt, gehen wir in Kapitel 03.02 nach und kommen dort zum Ergebnis, dass es gerade die Vertrautheit der Bürger untereinander ist, die wesentlich die kleinstädtische Lebensform prägt, auch wenn in einer Kleinstadt ebenso wenig wie in einer Großstadt tatsächlich „jeder jeden kennt“. Auch etwa der von Wirth angesprochenen Heterogenität der sozialen Verhältnisse sind in einer Kleinstadt, qua Größe, Grenzen gesetzt, Hannemann (2004) sieht die Kleinstadt sogar „im Gegensatz zum urbanen Ideal von Heterogenität und Dichte“.

Gemessen am großstädtischen Maß kann man also zum Schluss kommen, es gäbe keine kleinstädtische Urbanität. Beharrt man jedoch umgekehrt darauf, dass auch Kleinstädte *Städte*, also nicht ohne Weiteres dem Land zuzuschlagen sind, ist ein anderer Schluss ebenso naheliegend: Neben der „großstädtischen Urbanität“ im Sinne von Wirth, Siebel und anderen wäre dann eine „kleinstädtische Urbanität“ anzuerkennen, woran sich die Frage nach spezifischen Merkmalen der kleinstädtischen Lebensform anschließt, die wir in Kapitel 03.02 aufnehmen.

Urbanität normativ. Auf der normativen Ebene, wo Urbanität als „Wert“ verhandelt wird, schlagen wir folgende Annäherung vor: Im Begriff der Urbanität verdichten sich historisch und gesellschaftlich gebundene Vorstellungen von den Bedingungen eines guten Lebens in der Stadt. Dieses Verständnis des Begriffs findet sich etwa bei Krämer-Badoni (1996):

Urbanität ist ein gesellschaftliches Phänomen. Je differenzierter eine Gesellschaft, um so unterschiedlicher die Ausprägungen von Urbanität für die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen. Urbanität als „das gute Leben in der Stadt“ erhält so vielfältige Ausprägungen – dies ernst zu nehmen, könne eine Chance für Urbanität bedeuten.

Ähnlich ist die Stoßrichtung von Wüst (2004), der feststellt, dass der Begriff wenig scharf umrissen ist, jedoch als Projektionsfläche für unterschiedliche Vorstellungen vom guten Leben dient:

Der Diskurs über Urbanität ist seit mehr als vier Jahrzehnten im Gange, ein Ende nicht abzusehen. In diesem Diskurs geht es darum, ein Phänomen begreifbar zu machen, das unter dem Namen Urbanität längst Begriff ist – nämlich das richtige, das gute und schöne Leben in der Stadt. Darüber, wie dieses Leben aussieht, herrschen allerdings sehr unterschiedliche Vorstellungen.

Damit wird zunächst deutlich, dass der Begriff eine Vielzahl von Interpretationen und Ausprägungen zulässt. Das muss kein Nachteil sein, erlaubt es doch aus Sicht eines Gemeinwesens – zum Beispiel einer Kleinstadt – den Begriff selbst mit Leben zu füllen. Ferner scheint der normativ aufgeladene Urbanitätsbegriff unmittelbar in der Kleinstadt anschlussfähig, denn selbstverständlich existieren auch hier Vorstellungen vom „guten Leben in der Stadt“. Darüber hinaus zeigen die Zitate, dass der Begriff nicht auf ein breites Angebot an kulturellen Einrichtungen, gastronomischen Angeboten und Konsummöglichkeiten verengt werden sollte. Diese sind sicherlich Teil einer lebendigen Stadtkultur, eines guten Lebens in der Stadt, aber eben auch nur ein Teil.

Ein wesentlich breiteres Verständnis von Urbanität entwickeln die stadtsoziologischen Arbeiten von Häussermann und Siebel aus den 90er Jahren. So nennen die Stadtsoziologen in der oben bereits zitierten Studie im Auftrag der Stadt Wien (Häussermann und Siebel 1992) die folgenden Aspekte als Teil einer „neuen Urbanität“, als Teil eines Versuches, Urbanität „zu reformulieren“:

- *soziale Chancengleichheit* im Sinne der Überwindung sozialer Ungleichheit, insbesondere auf dem Arbeits- und dem Wohnungsmarkt,
- *durchgesetzte Demokratie* durch Partizipation aller gesellschaftlichen Gruppen an politischen und planerischen Entscheidungen,
- *Präsenz der Geschichte* durch Erhalt und Nutzung historischer Zeugnisse,
- *Versöhnung mit der Natur* durch ökologischen Umbau der Stadt,
- *neue Einheit des Alltags* durch gesteigerte individuelle Souveränität über Zeit,
- *Offenhalten von Widersprüchen* durch Akzeptanz unterschiedlicher Lebensformen,
- *Offenheit der Planung* durch mehr Flexibilität des Gebauten, Bereitstellen von Räumen für ungeplante Aktivitäten, offenere Beteiligungsverfahren und maximale Revidierbarkeit des Gebauten,
- *Polyzentralität*, nicht Konzentration auf ein vorhandenes Stadtzentrum,
- *multikulturelle Stadt* als Konglomerat verschiedener Städte innerhalb einer Stadt durch Zulassen freiwilliger sozialräumlicher Grenzziehungen,
- *Differenzierung öffentlicher und privater Räume*.

Die Autoren betonen, Urbanität sei historisch und gesellschaftlich eingebettet zu verstehen: „Jede Gesellschaft entwickelt ihre eigene Urbanität, im 19. Jahrhundert als eine andere als heute“. Auch soll sich Urbanität, wie oben angesprochen, nicht in der „Bereitstellung von Vielfalt für kulinarischen Konsum (erschöpfen)“. Vielmehr gälte es, eine „emanzipatorische Perspektive“ zu bewahren, die zu den Grundversprechen der städtischen Lebensform zähle. Der Begriff ist also mit Absicht utopisch-visionär angelegt. Das unterscheidet ihn von anderen wichtigen, aber schwächeren Begriffen wie „Stadtkultur“ oder „Lebensqualität“. Urbanität beinhaltet diese Begriffe, weist aber als utopisch konnotierter Begriff über sie hinaus.

Urbanitäten. Auffällig ist nun, um die These von oben aufzunehmen, dass auch die aus stadtsoziologischer Sicht von Häussermann und Siebel entwickelten Merkmale keineswegs ausschließlich für große Städte sinnhaft sind. Während sich also Klein- und Großstädte im Hinblick auf Größe, Dichte, Heterogenität und die sozialen Beziehungen der Städter untereinander offensichtlich unterscheiden, ist es plausibel, die oben genannten Elemente einer „neuen Urbanität“ auch auf Kleinstädte zu beziehen.

Sowohl aus der deskriptiven als auch aus der normativen Sicht kommen wir also zum Schluss, dass Urbanität zwar in der Literatur in aller Regel vor dem Hintergrund einer großen Stadt gedacht wird, dass dies jedoch keineswegs einfach „in der Natur der Sache“ liegt und sich damit von selbst versteht.

Das legt den Vorschlag nahe, unterschiedliche *Urbanitäten* zu unterscheiden, die zwar Gemeinsamkeiten aufweisen, sich jedoch sowohl auf der deskriptiven Ebene (charakteristische Merkmale des jeweils Städtischen) als auch auf der normativen Ebene (Urbanität als Wert, als Bild des guten städtischen Lebens) unterscheiden werden. Die Idee schließt an eine These an, die für *Mittelstädte* von Brigitta Schmid-Lauber (2010) bereits wie folgt formuliert wurde:

Den Ausgangspunkt (des in Göttingen durchgeführten Forschungsdialoges, Anm. d. Verf.) bildete die These, dass mittelstädtisches Leben bestimmte Gemeinsamkeiten aufweist – und zwar trotz Unterschieden in der räumlichen Lage und Umgebung, Unterschieden in der Geschichte, Erscheinung und Symbolik einzelner Städte, Unterschieden in der strukturellen Bedeutung für die Region sowie in den städtischen Funktionen. *Es lässt sich meines Erachtens also ein spezifisch mittelstädtischer Urbanitätstypus ausmachen, der sich alltagskulturell, in der Lebensführung und in der subjektiven Erfahrung von Groß- und Kleinstädten unterscheidet.* (Hervorhebung d. Verf.)

Dieser Gedanke lässt sich direkt auf die Kleinstadt übertragen, so dass also typologisch mindestens drei „Urbanitäten“ zu unterscheiden wären, die kleinstädtische, die mittel- und die großstädtische Urbanität. Diesen Gedanken systematisch auszuarbeiten würde die vorliegende Studie überfordern. Im Folgenden schließen wir an die überschaubarere Frage an, was die spezifisch kleinstädtische Form der Urbanität auszeichnen könnte, wie sie insbesondere in Kleinstädten in peripheren Lagen vorzufinden ist. Dabei nimmt Kapitel 03.02 die deskriptive Perspektive ein, während wir ab 03.03 stärker die normative Perspektive in den Mittelpunkt stellen.

03.02 Kleinstadt zwischen Stadt und Land

Im Folgenden erörtern wir die deskriptive Ebene der Frage nach der kleinstädtischen Urbanität – die Frage also, was Kleinstädte und die kleinstädtische Lebensweise auszeichnet. Vorsorglich weisen wir darauf hin, dass diese Frage aus unserer Sicht einer weit umfassenderen Erörterung bedarf, als wir sie hier leisten können. Unsere Anmerkungen haben deshalb einen stark versuchsweisen Charakter und sind insofern eher als Vorarbeiten und Ansätze zu verstehen als als ausgearbeiteter Entwurf.

Die Darstellung ist entlang von vier Dimensionen geordnet:

- Welche Form der *Sozialbeziehungen* prägt die Kleinstadt?
- Wie *arbeitsteilig* ist die Kleinstadt?
- Welche *Ressourcen* sind vor Ort vorhanden bzw. knapp?
- Wie *resilient* ist die Kleinstadt?

Als fruchtbar erweist sich bei der Diskussion der unterschiedlichen Aspekte die Beobachtung von Hanne- mann (2004), dass sich in der Kleinstadt „sowohl städtische (Anmerkung der Autoren: d.h., nach unserem Verständnis: für *größere* Städte typische) als auch dörfliche Lebensbedingungen und -weisen auf eine Weise (durchdringen), die eine besondere Charakteristik dieser Ortschaften bewirken.“ (vgl. auch Stein- führer 2016). Der Vergleich zu dörflichen bzw. groß- (oder auch mittel-)städtischen Strukturen ist also hilf- reich, um den Begriff der kleinstädtischen Urbanität in den Blick zu bekommen.

Sozialbeziehungen: Vertrautheit vs. Fremdheit. Als Merkmal, um kleinere von größeren Städten in Bezug auf ihre Lebenswirklichkeit zu unterscheiden, wird traditionell gerne die Überschaubarkeit der kleinen Städte herangezogen. Die Stadtgeographin Elisabeth Lichtenberger (1991) führt dieses Merkmal auf Pla- to zurück, der „eine Zahl von 5000 Bürgern (Haushalten) als Idealgröße der Polis angesehen“ habe. Lich- tenberger kategorisiert Kleinstädte, ländliche Siedlungen und „Suburbia“ als „überschaubar“, während „Kernstädte“ (gemeint sind damit bei Lichtenberger Städte mit mehr als 50.000 Einwohnern) als „nicht überschaubar“ eingeordnet werden. Der Unüberschaubarkeit der größeren Stadt ordnet Lichtenberger den Begriff der Anonymität bei. In der Kernstadt kann sich der Einzelne aufgrund der Anonymität „der gruppenspezifischen und territorialen Kontrolle weitgehend entziehen“, ist aber mangels Überschaubar- keit „nicht imstande, den komplexen Stadtraum und sein Beziehungsgeflecht zu erfassen“ (ebd.). Dem- gegenüber sieht Lichtenberger Kleinstädte als Ort „partieller (gruppenspezifischer) sozialer Kontrolle“: der Einzelne kann sich nicht einfach unerkannt im Stadtraum bewegen, sondern muss damit rechnen, entweder namentlich bekannt zu sein, oder umgekehrt als nicht Bekannter aufzufallen. In jedem Fall wird er, so ist Lichtenberger zu verstehen, als Person in ein Netz von sozialen Beziehungen eingeordnet, ohne dass er diese sozialen Beziehungen im engeren Sinne gewählt hätte – das ist hier mit sozialer Kontrol- le gemeint.

Zuspitzen lässt sich Lichtenbergers Ansatz unserem Verständnis nach auf folgende These: „In einer grö- ßeren Stadt kennt man mich nur, wem ich mich bekannt mache. Im Alltagsleben kann ich unsichtbar blei- ben. In einer kleineren Stadt muss ich jederzeit damit rechnen, bekannt zu sein. Und wenn ich unbekannt bleibe, falle ich als Unbekannter auf.“ Diese Vorstellung schlägt sich auch in neueren Arbeiten von Nas- sehi (1999, 2013) und Siebel (2016) wieder, die in der Fremdheitserfahrung sogar eine zentrale Dimension von Modernität und (großstadtypischer) Urbanität insgesamt sehen.

Die These, dass die Stadtgröße auf die Qualität der Sozialbeziehungen in der Stadt einwirkt, und dass Kleinstädte der Tendenz nach von einer größeren Vertrautheit im oben beschriebenen Sinn geprägt sind, scheint uns plausibel. Schmidt-Lauber (2010) schreibt aus Sicht mittelstädtischer Stadterfahrungen:

In Göttingen scheint die Wahrscheinlichkeit, sich *ungeplant zu begegnen* und *Wissen übereinander zu besitzen*, in weitaus stärkerem Ausmaß gegeben als etwa in dem gleichwohl sozial wie räumlich recht überschaubaren Stadtteil, in dem ich zuletzt in Hamburg gewohnt hatte. Die unerwarteten sozialen Wegkreuzungen sorgten immer wieder für Überraschung: So kannten etwa wildfremde Personen in einer Behörde oder Beratungsstelle meine Vermieter, hatten sogar früher einmal in meiner Wohnung gewohnt oder hatten erwogen, diese zu mieten. Die Räumlichkeiten meines Zuhauses waren demnach erstaunlich vielen Menschen in meinem näheren und fernerem Umfeld bekannt. Ein wenig fühlte sich das anfangs wie die *Entprivatisierung des privaten Raumes* an. Umgekehrt *kannte ich* selbstverständ- licher als anderswo *Wohnorte von Personen öffentlichen Interesses* und erfuhr aus Alltagsbeobach- tungen *Tagesrhythmen und Gewohnheiten anderer Menschen* (Hervorhebungen d. Verf.).

Wer einmal in einer Kleinstadt gewohnt hat, wird vermutlich ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Berding (2015) diskutiert Überschaubarkeit als eine der zentralen Qualitäten, die den Lebenswert von Kleinstädten für ihre Bewohner ausmachen:

Viele Bewohner leben (...) sehr gern in „ihrer“ kleinen Stadt, weil mit der geringen Größe auch *eine gute Überschaubarkeit* und *ein engeres soziales Netz* einhergehen. Statt großstädtischer Distanz und Anonymität schätzen viele Menschen die Möglichkeit, *alltäglich Nähe und Verbundenheit zu erfahren*. Dies gilt auch für die politischen und administrativen Strukturen: Die Wege innerhalb der kommunalen Verwaltung sind kurz, *lokale Akteure, Politik und Verwaltung sind eng miteinander vernetzt* (Hervorhebungen d. Verf.).

Insgesamt stellt sich bei näherem Betrachten der Gegensatz zwischen kleineren und größeren Städten entlang der Begriffspaare vertraut/fremd (bzw. anonym) und überschaubar/unüberschaubar allerdings wohl als weniger trennscharf dar, als dies von Lichtenberger (1991) formuliert wurde.

Zunächst ist zu berücksichtigen, dass die Lebensstile in großstädtischen und kleinstädtischen Räumen sich unter dem Einfluss insbesondere der Digitalisierung, eines veränderten Mobilitätsverhaltens und veränderter Biographieverläufe und Werte zunehmend angeglichen haben (vgl. Spellerberg 2014). Heute können auch Menschen in der Kleinstadt durchaus auf Distanz zueinander bleiben, wenn sie dies wünschen, in einer Weise, die vor einigen Jahrzehnten vermutlich von der Stadtgesellschaft noch negativ wahrgenommen worden wäre.

Darüber hinaus sind Kleinstädte – wie im Eingangskapitel der Expertise bemerkt – äußerst heterogen: ein dichtes Netz aus Alltagsbegegnungen und niedrigschwelligen Bekanntschaften wird vermutlich eher in kompakten Kleinstädten auf kleineren Territorien entstehen, als in den zum Teil großflächigen und räumlich komplex strukturierten (Verwaltungs-)Gebilden, wie sie im Zuge der verschiedenen Eingemeindungswellen in vielen deutschen Kommunen entstanden sind. So besteht etwa Möckern in Sachsen-Anhalt aus fünfzig Ortsteilen und hat mit 525 Quadratkilometern ein Fünftel der Fläche des Saarlandes. Innerhalb einer derart ausgedehnten Siedlungsfläche wird sich kaum eine ortsteilübergabende Vertrautheit unter den Bewohnerinnen und Bewohnern ergeben.

Zuletzt hat die Vertrautheit des kleinstädtischen Lebens in jedem Fall – wie Lichtenberger (1991) auch anerkennt – eine andere Qualität als die dörflicher Strukturen, wo wirklich jeder jeden namentlich kennt. Auch Siebel (2016) stellt fest: „Ab einer bestimmten Einwohnerzahl – Lofland schätzt zwischen 3.000 und 4.000 – stößt der Wunsch, seine Mitbewohner persönlich zu kennen, an die Grenzen des menschlichen Gedächtnisses.“

Es ist also insgesamt eher von einem Kontinuum unterschiedlicher sozialer und räumlicher Gesamtkonstellationen auszugehen, entlang dessen Sozialbeziehungen zunehmend abstrakter und „unpersönlicher“ werden. Trotz dieser Einschränkungen war es eine Hypothese unserer Umfrage, dass eine besondere, spezifisch kleinstädtische Vertrautheit sich für die Sozialbeziehungen vor Ort als prägend erweist. Inspiriert hat uns zu dieser Hypothese auch ein Ergebnis von Hannemanns (2004) Arbeit in ostdeutschen Kleinstädten, demzufolge die dortige Bewohnerschaft „die engen Beziehungen der Menschen“ zueinander als wesentlichen Vorzug des kleinstädtischen Lebens ansieht.

Wir haben uns dem Aspekt der Vertrautheit mit einer Reihe von Thesen genähert, die wir den Teilnehmern im Fragebogen zur Einschätzung vorgelegt haben (vgl. Tabelle T.01 im Anhang dieser Expertise). Zunächst die – schwer zu greifende – Verbundenheit mit dem eigenen Gemeinwesen: Vertrautheit kann das Gefühl stärken, zu wissen, „wo man hingehört“, sich zuhause zu fühlen. Daran schließt sich die Vermutung an, dass Vertrautheit gemeinschaftliches Handeln begünstigen könnte. Darüber hinaus kann Vertrautheit ein Motiv für den Einzelnen liefern, Engagement zu zeigen und dadurch innerhalb des Gemeinwesens sichtbar zu werden (Lichtenberger (1991) formuliert dies so: „Überschaubare Räume bieten eine Möglichkeit der Selbstidentifizierung und Präsentation des Lebensstils und der Arbeitsleistung, welche weder im suburbanen Raum noch in der Kernstadt in dieser Form möglich sind“). Generell, so die Vermutung, prägen eher persönliche Beziehungen als formale Strukturen das Gemeinwesen. Das begünstigt die Möglichkeiten individuellen Engagements, aber auch eine Dominanz kleiner Gruppen in stadtpolitischen Zusammenhängen. Zuletzt steht Vertrautheit – wie oben beschrieben – in enger Beziehung mit gegenseitiger Beobachtung, wodurch nicht der Norm entsprechendes Verhalten auffällig wird und damit erst zum Gegenstand von normativen Wertungen werden kann. Bei den genannten Aspekten handelt es sich natürlich um Tendenzaussagen, die keine Gültigkeit für *alle* Kleinstädte beanspruchen können. Gleichwohl konnte sich eine deutliche Mehrheit der Befragten den von uns formulierten Thesen entweder „voll und

ganz“ oder „im Großen und Ganzen“ anschließen. Es gibt also durchaus Indizien für ein spezifisch kleinstädtisches Muster des Zusammenlebens, das sich je nach den vorherrschenden Randbedingungen vor Ort unterschiedlich ausprägt.

Arbeitsteilung: Selbstversorgung vs. Service-Ökonomie. Siebel (2016) charakterisiert die Großstadt als „Maschine zur Entlastung von Arbeit und Verpflichtungen“ und bringt damit die funktionelle Differenzierung – und damit hohe Arbeitsteiligkeit – in den Metropolen zur Sprache. Im Verlauf von Verstädterung und Urbanisierung entsteht, so Siebel, eine „Apparatur umfassender Versorgung“, menschliche Aktivitäten und Funktionen werden räumlich und zeitlich immer stärker aufgegliedert. Die modernen Dienstleistungsstädte „erfüllen die alte Hoffnung auf Entlastung von notwendigem Arbeiten jedem, der über Geld und die einschlägigen Informationen verfügt.“ In der arbeitsteiligen Wirtschaft der Großstadt werden ursprünglich häusliche Funktionen an Service-Ökonomien ausgelagert, die etwa die Versorgung mit warmen Mahlzeiten und Wäscherei-Diensten übernehmen können. „Noch für die intimsten physischen und psychischen Bedürfnisse finden sich“, so Siebel (2016), „vielfältige Dienstleistungsangebote in den hochdifferenzierten Märkten der Prostitution und der Psychotherapie.“ Der zahlungskräftige Stadtbürger versorgt sich nicht, er wird vielmehr versorgt, und zwar rund um die Uhr. Das „Serviced Apartment“, das neuerdings an Popularität gewinnt und den Städter zum Gast in seiner eigenen Wohnung macht, kann sinnbildlich als extreme Ausprägung dieser Entwicklung gelten.

Die Kleinstadt ist keine Maschine in diesem Sinne. Das Fehlen der angesprochenen „kritischen Masse“ bedingt, dass dem Entstehen differenzierter Dienstleistungsökonomien Grenzen gesetzt sind. Die mangelnde räumliche Ausdehnung und Bevölkerungsmasse führt zum Beispiel schon dazu, dass sich einzelne Stadtteile kaum oder gar nicht herausbilden, schon gar nicht funktional selbständige oder spezialisierte – eine Feststellung, die abgeschwächt auch auf die Mittelstadt noch zutrifft (vgl. Schmidt-Lauber 2010).

Die Kleinstadt ist aber umgekehrt auch keine vormoderne, funktional nicht differenzierte, in großen Teilen autarke (weil sich selbst versorgende) Siedlungsform, wie sie das historische Dorf noch in großen Teilen war, wie sie heute aber auch im dörflichen Raum (zumindest in Deutschland) nicht mehr existiert (vgl. Bausinger o.J.). Ein vollständiges Gegenmodell zur „Stadtmaschine“ gibt es also gar nicht mehr. Die Kleinstadt ist demzufolge im Vergleich zur Großstadt durch eine größere Nähe zu einer historischen, inzwischen aber untergegangenen Lebensweise zu charakterisieren. Auch hier zeigt sich also eine Zwischenstellung der Kleinstadt, entlang einer historischen Achse, zwischen der modernen Großstadt und dem vormodernen Dorf.

Das Vorangehende auf einen Begriff zugespitzt: Die Kleinstadt ist zwar nicht der Ort der Selbstversorgung, aber der *Selbstsorge*, ein Ort also, an dem man selbst für sich sorgen muss, anstatt umsorgt zu werden, sich um Manches selbst kümmern muss, was einem in der Großstadt Dienstleister-Hände abnehmen könnten. Daran anschließend ist die Kleinstadt, vor allem unter widrigen Umständen, auch ein Ort, an dem die *Selbsthilfe* eine besondere Rolle spielt, ein Aspekt der in der aktuellen Diskussion um die Daseinsvorsorge neues Gewicht erhält (vgl. dazu Kapitel 02.02 und unten Kapitel 03.03).

Ressourcen: Knappheit vs. Überfluss. In der Diskussion um Schrumpfungstendenzen in peripheren Räumen (vgl. Kapitel 02.01) kann schnell der Eindruck entstehen, die Kleinstadt sei einseitig von Knappheiten aller Art geprägt, etwa in Bezug auf die Finanzlage, die Daseinsvorsorge und unterschiedliche Angebote des städtischen Lebens. Demgegenüber erschienen dann die wachsenden Großstädte als „Ort des Überflusses“, zumindest im Hinblick auf die Bevölkerungsentwicklung und die Versorgung mit öffentlichen wie privaten Gütern.

Ohne diese Aspekte ausblenden zu wollen soll hier darauf hingewiesen werden, dass Kleinstädte über „eine andere Art von Ressourcen verfügen“, wie dies ein Teilnehmer unserer Umfrage ausdrückte, und in Bezug auf diese tatsächlich aus dem Vollen schöpfen können. Umfrageteilnehmer haben in diesem Zusammenhang eine Vielzahl von Aspekten genannt, die sich in das durch den Begriff des „Überflusses“ angedeutete Bedeutungsfeld einfügen. Sie wurden von den Teilnehmern (ohne dass wir dies nahegelegt hätten) jeweils in Abgrenzung zu größeren Städten formuliert:

- „In Großstädten ist der Flächendiskurs permanent von Knappheit geprägt, während es in Mittel- und Kleinstädten oft einen Flächenüberhang gibt“
- „Langsameres Tempo“
- „Höhere Lebensqualität durch kürzere Wege“
- „Höheres Sicherheitsgefühl“

- „Größere Nähe zu Erholungsflächen“
- „Geringe Besiedlung bietet Freiraum“
- „Bessere Luftqualität“
- „Sozio-ökonomische Ausgeglichenheit stärker“
- „Geringere Umweltbelastungen“
- „Durch Naturnähe höhere Lebensqualität“
- „Kinderfreundlicher als Großstädte“
- „Niedrigere Lebenshaltungskosten im Vergleich zu Großstädten“

Die obige Liste erinnert uns an Enzensbergers (1996) Überlegungen zum Luxusbegriff: „Knapp, selten, teuer und begehrenswert sind im Zeichen des wuchernden Konsums nicht schnelle Automobile und goldene Armbanduhren, Champagnerkisten und Parfüms, Dinge, die an jeder Straßenecke zu haben sind, sondern elementare Lebensvoraussetzungen wie Ruhe, gutes Wasser und genügend Platz.“ Enzensberger diskutiert insbesondere sechs dieser neuen Knappheiten:

- *Zeit*: „Luxuriös (lebt), wer stets Zeit hat, aber nur für das, womit er sich beschäftigen will, und wer selber darüber entscheiden kann, was er mit seiner Zeit tut, wieviel er tut, wann und wo er es tut.“
- *Aufmerksamkeit*: „Unter dem Trommelfeuer arbiträrer Informationen nehmen unsere sinnlichen und kognitiven Fähigkeiten ab; sie wachsen mit der Reduktion auf das und nur das, was wir selber sehen, hören, fühlen und wissen wollen. Auch darin kann man ein Moment von Luxus sehen.“
- *Raum*: „Was fehlt, ist jener Überfluss an Platz, der die freie Bewegung überhaupt erst möglich macht. Heute wirkt ein Zimmer luxuriös, wenn es leer ist.“
- *Ruhe*: „Der tobende Verkehr, das Heulen der Sirenen, das Knattern der Hubschrauber, die dröhnende Stereoanlage des Nachbarn, die monatelang wummernden Straßenfeste - Luxus genießt, wer sich alledem entziehen kann.“
- *Umwelt*: „Dass man die Luft atmen und das Wasser trinken kann, dass es nicht qualmt und nicht stinkt, ist bekanntermaßen keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Privileg, an dem immer weniger Menschen teilhaben.“
- *Sicherheit*: „Sie ist wahrscheinlich das prekärste aller Luxusgüter. In dem Maß, in dem der Staat sie nicht mehr garantieren kann, steigt die private Nachfrage und treibt die Preise in die Höhe.“

Die hier angesprochenen Ressourcen sind in Kleinstädten in größerer Fülle vorhanden als in Großstädten. Nimmt man Enzensberger ernst, lassen sich Kleinstädte also als Orte eines „neuen Luxus“ verstehen! Auch Hannemanns Studien in Ostdeutschland (Hannemann 2004) ergaben, dass die dortigen Kleinstadtbewohner gerade die „Ruhe“ als Vorzug des Lebens in der Kleinstadt besonders zu schätzen wissen, noch vor den oben bereits erwähnten „engen Beziehungen der Menschen“. Umgekehrt sind neueren Untersuchungen zufolge Großstädter „gestresster“ als Kleinstädter (Lederbogen et al. 2011), ganz im Sinne von Simmel (1903), der in seinen klassischen Überlegungen über die „Großstädte und das Geistesleben“ der großstädtischen „Hektik“ breiten Raum gab.

Klein- und Großstädte sind also im Spannungsfeld zwischen Knappheit und Überfluss keineswegs eindeutig zu verorten. Die Urbanität der Kleinstadt, deskriptiv verstanden, ließe sich dann als „entschleunigte“ Urbanität fassen, die von anderen Knappheitsverhältnissen geprägt ist als die Großstadt – wobei die Frage, wer eine solche „ruhigere“ Lebensform bevorzugen würde, damit natürlich weder beantwortet ist noch die Zukunftssorgen mancher Kleinstadt entschärft ist.

Was die Frage nach einem möglichen Zuzug in die Kleinstädte anbetrifft gibt es sicherlich hoffnungsvolle Signale. So ist die vielfach diagnostizierte „neue Landlust“ der Deutschen mit genau den angesprochenen Ressourcen – Raum, Ruhe, Umwelt etc – verknüpft. Hier liegt also durchaus ein Pfund, mit dem die Kleinstädte wuchern können (wie dies auch mehrere unserer Umfrageteilnehmer forderten).

Die „Nähe zur Natur“ ist hier sicherlich ein zentrales Stichwort. So vermutet die Bundesstiftung Baukultur (2017), die in letzter Zeit häufiger behauptete „neue Landlust“ der Deutschen sei wesentlich ein Wunsch nach „Wohnen im Grünen“. Allerdings drückt sich dieser bis jetzt nicht in einem Bevölkerungszuwachs in ländlichen Räumen aus: Während die kreisfreien Großstädte von 2007 bis 2013 weiter gewachsen sind, sind sowohl städtische Kreise als auch ländliche Kreise mit Verdichtungsansätzen und dünn besiedelte ländliche Kreise geschrumpft (Milbert 2015).

Resilienz: Fragilität vs. Robustheit. Eine systemisch orientierte Stadtforschung hat in den letzten Jahren den Begriff der Resilienz auf die Agenda gehoben, der sich grob als Widerstandsfähigkeit und Lernfähigkeit eines Systems beschreiben lässt, als Fähigkeit, selbst unter krisenhaften Umständen seine Funktionsfähigkeit zu bewahren (Kegler 2014). Wir gehen im Folgenden nur auf einen Teilaspekt der Resilienz-Debatte ein, nämlich auf das Begriffspaar „Robustheit vs. Fragilität“, und beziehen diesen auf die Kleinstadt.

Robustheit bezeichnet die Fähigkeit von (in unserem Fall: sozialen) Systemen, Störereignisse (die sogenannten „Stressoren“) adaptiv abzufedern und ist als Kernbestandteil des Resilienz-Konzeptes anzusehen. Ein fragiles System wäre entsprechend der Definition eines, dessen Funktionsfähigkeit von Störungen akut in Frage gestellt wird oder sich nur mit hohen Kosten wieder herstellen lässt. In diesem Zusammenhang hat die folgende These zu „typischen“ Merkmalen von Kleinstädten unter den von uns befragten Kleinstadtvertretern mit die höchste Zustimmung unter allen vorgestellten Thesen gefunden (Mittelwert 1,77 auf einer Skala von 1 („stimme voll und ganz zu“) bis 5 („stimme gar nicht zu“)):

Anfälligkeit: Kleinstädte sind besonders anfällig für externe Störereignisse (z. B. Abwanderung eines Arbeitgebers, Schließung von Geschäften mit wichtiger Versorgungsfunktion).

Systematische Befunde, denen zu Folge Kleinstädte aufgrund allgemein oder überwiegend vorliegender Strukturmerkmale als besonders fragil einzustufen sind, liegen nach unserer Kenntnis nicht vor. Unser Umfrageergebnis weist in jedem Fall darauf hin, dass viele Kleinstadtvertreter ihrer Selbsteinschätzung nach in einem fragilen Umfeld agieren.

Ein Aspekt, der auf den ersten Blick für die These von der „fragilen Kleinstadt“ spricht, ist die mangelnde *System-Redundanz*. In Kleinstädten können aufgrund ihrer Größe städtische Funktionen, etwa Kernelemente der Daseinsvorsorge, zum Teil nur *einmal* vorgehalten werden bzw. halten sich nur durch die Aktivität eines *einzelnen* Marktteilnehmers. Als robust gelten aber Systeme, in denen wichtige Aufgaben von *mehreren*, überlappenden Angeboten übernommen werden, Systeme also, die „redundant ausgelegt“ sind. Der kleinstadttypische Mangel an Redundanz führt dazu, dass bereits Einzelereignisse – ein Arzt geht in den Ruhestand, ein Unternehmen schließt seine Tore, ein Fluss tritt über seine Ufer – die gewohnte Funktionsfähigkeit der Kleinstadt empfindlich beeinträchtigen können, über einen längeren Zeitraum oder sogar irreversibel. Hier wäre auch ein Kontrast zur Großstadt zu sehen, die auf allen Ebenen von Redundanzen im beschriebenen Sinn charakterisiert ist, während das Dorf sich umgekehrt historisch als eher flüchtige und nicht aus sich heraus robuste Siedlungsform ansehen lässt.

Umgekehrt lässt sich fragen, ob nicht gerade Kleinstädte, in denen das Sozialleben wie oben diskutiert in höherem Maße durch personale Beziehungen strukturiert wird, über eine besondere Form der Robustheit verfügen. Wir haben diesen Gedanken in unserer Umfrage mit der folgenden These aufgenommen:

Kleinstädte sind besonders robust, weil sie über engmaschige lokale Netzwerke verfügen.

Mit einem Mittelwert von 2,57 auf der oben erklärten Skala von 1 bis 5 fand diese These eine weniger breite Zustimmung als andere. Etwas mehr als die Hälfte der befragten Kleinstadtvertreter stimmen der These „voll und ganz“ oder „im Großen und Ganzen“ zu, während knapp die Hälfte „unentschieden“ ist oder „eher nicht“ zustimmt. Drei Teilnehmer stimmen gar nicht zu.

Das Vorhandensein günstiger Akteurskonstellationen im Sinne einer Widerständigkeit unter widrigen Umständen in peripheren Räumen ist in der Forschung unter dem Begriff der „Kultur der Marginalität“ gefasst worden (Hannemann 2004). Eine solche Kultur lässt sich deskriptiv wohl kaum als Strukturmerkmal aller Kleinstädte verstehen. Sie könnte sich aber durchaus als Schlüsselement für die Stabilität einer lebendigen Stadtgesellschaft (und damit im Rahmen eines normativen Begriffes kleinstädtischer Urbanität) erweisen – ein Gedanke, den wir im folgenden Abschnitt aufgreifen.

03.03 Kleinstädtische Urbanität als bürgergetragene Urbanität

In Bezug auf die kleinstädtische Urbanität, verstanden nun in einem *normativen* Sinne (vgl. Kapitel 03.01), als Bild des „guten Lebens in der Stadt“, ist unsere These, dass diese Urbanität in besonderem Maße vom Anteilnehmen ihrer Bürger am städtischen Leben und deren Gestaltungsbeiträgen zehrt, also eine bürgergetragene Urbanität ist. Das „gute Leben in der Stadt“ wird somit von den Bürgern selbst hergestellt bzw. „koproduziert“, in einem stärkeren Maße als dies in der Großstadt der Fall ist. Für die These führen wir auf Grundlage der Überlegungen aus Kapitel 03.02 zwei Argumente an, ein historisches und ein gesellschaftliches.

Historisch. Aus einer geschichtlichen Perspektive ist die Kleinstadt geprägt durch das, was Christine Hannemann (2004) als „Kultur der Marginalität“ bezeichnet hat. Kleinstädte außerhalb der prosperierenden Agglomerationsräume sind schon seit Beginn der Industrialisierung von Marginalisierungsprozessen betroffen und haben deshalb gelernt sich „auf endogene Potenziale, d.h. auf die sozialen Bindungskräfte ihrer Bewohner und kulturelle Eigenheiten, verlassen.“ Die entstehende Widerstandskraft der Kleinstädte nennt Hannemann „Kultur der Marginalität“ (vgl. auch die erste Einordnung oben in Kapitel 03.02):

Eine solche „Kultur der Marginalität“ (...) kann zur Bewältigung gesellschaftlichen Wandels und sozialer Krisen beitragen. Lokale Austauschbeziehungen, subsistenzwirtschaftliche Orientierungen und nachbarschaftliche Unterstützungssysteme, familiäre Solidarität und vor allem Freundschaftsbeziehungen vergrößern die Lebensqualität. Außerdem gewährleisten sie einen gewissen Lebensstandard, auch bei geringeren Einkünften. (...) *Kleinstädte existieren noch immer, weil sie zu einem Zeitpunkt eine Kultur der Marginalität einüben konnten, als urbane Rückbildungsprozesse für größere Städte noch ein undenkbarer Stadtentwicklungspfad waren.* (Hannemann 2015, Hervorhebung d. Verf.)

Die besondere Situation der Kleinstädte bewirkte also, dass sich Qualitäten ausformten, die den Bürger bzw. die Bürgerin und seine oder ihre Beiträge als Ressource in die Funktionsfähigkeit des Gemeinwesens eng einbinden. Kleinstädte haben „Interaktionsformen und Institutionengefüge (entwickelt), die aus den begrenzten Ressourcen ein Maximum an kollektiver Lebensbewältigung herausholen“, so Hannemann – eine Entwicklung, die vor dem Hintergrund problematischer Entwicklungen in manchen Kleinstädten in ländlichen Räumen heute sicherlich eine noch erhöhte Relevanz bekommt.

Hannemanns Befund ist also, dass die Kleinstadtgesellschaft gewohnt ist, mit widrigen Umständen umzugehen, aus lokal vorhandenen Netzwerken Kraft zu schöpfen und sozusagen „trotz allem“ Lebensqualität herzustellen – eine Form der Resilienz (vgl. Kapitel 03.02 oben). Das gute Leben in der peripheren Kleinstadt ist damit dort, wo es sich realisiert, schon aus der Tradition heraus von den Bürgern getragen.

Gesellschaftlich. Aus der gesellschaftlichen Perspektive haben wir in Kapitel 03.02 festgestellt, dass die Kleinstadt in Bezug auf die Erbringung von Dienstleistungen weniger ausdifferenziert als die Großstadt, eben keine „Stadtmaschine“ ist, so dass Bürgerinnen und Bürger eher für sich selbst sorgen (müssen), als dass sie umsorgt würden. Schon insofern ist die Kleinstadt eher auf die Aktivitäten Einzelner angewiesen, da sich professionalisierte und institutionalisierte Strukturen mangels „kritischer Masse“ nicht im selben Maße heraus bilden können wie in der Großstadt.

Darüber hinaus haben wir in Kapitel 03.02 argumentiert, dass die Kleinstadt ein Ort ist, an dem die einzelne Person stärker als in der Großstadt als einzelne Person erkennbar bleibt, häufig im wahrsten Sinne des Wortes, nämlich als anderen Personen *bekannt* Person. Das hat zur Folge, dass es eher einzelne Personen, ihre Aktivitäten, Ideen, Beiträge, und ihre Vernetzung untereinander sind als Strukturen, die „gutes Leben in der Stadt“ gestalten. Diese These fanden wir zumindest aus Sicht von Kleinstadtvertretern bestätigt: Sowohl die Behauptung, „die Überschaubarkeit von Kleinstädten begünstigt gemeinschaftliches Handeln“, als auch die Aussage, dass Kleinstädte „günstige Voraussetzungen für Einzelne bieten, aufgrund ihres Engagements sichtbar zu werden und sich als selbstwirksam zu erfahren“, fanden in unserer Umfrage breite Zustimmung. Der Aspekt der Vernetzung spielt hier sicherlich eine zentrale Rolle. So stellt auch Hannemann (2004) in ihrer Studie heraus, dass neben den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen „vor allem die Akteurskonstellation im städtischen Kontext ausschlaggebend für das Entwicklungspotenzial der jeweiligen Stadt ist“. Es kommt also nicht (nur) auf einzelne Akteure an, sondern auf die „Konstellation“, etwa darauf, ob alle stadtpolitischen Stakeholder „an einem Strang ziehen“.

Dass die Voraussetzungen „günstig“ sind, bedeutet natürlich nicht, dass sie überall realisiert werden. Dementsprechend ist auch nicht jede Kleinstadt schon deshalb „urban“ (im normativ aufgeladenen Sinn), weil sie eine Kleinstadt ist – ganz analog dazu wie auch Siebel (1994) feststellt, dass Urbanität (gemünzt auf die Großstadt) „nicht per se an der städtischen Siedlungsform haftet, auch nicht an der großstädtischen.“

03.04 Zwischenfazit

In Kapitel 03.02 haben wir entlang von einer Reihe von Dimensionen nach Hinweisen darauf gesucht, was Leben und Wirtschaften in Kleinstädten prägt. Aus den dort identifizierten Gesichtspunkten haben wir in Kapitel 03.03 die These entwickelt, das aus einer historischen Perspektive wie auch aufgrund von spezifischen Merkmalen der Kleinstadtgesellschaft kleinstädtische Urbanität wesentlich als *bürgergetragene* Urbanität zu verstehen ist. Die Kleinstadt lebt von ihren Bürgerinnen und Bürgern – so lässt sich unsere Argumentation aus den bisherigen Abschnitten dieses Kapitels auf einen Nenner bringen.

Stellt man die Frage nach den Aktivposten, die geeignet sind, Urbanität in der Kleinstadt zu schaffen und aufrecht zu erhalten, sind es also in jedem Fall (auch) die Bürger, auf die eine Stadt wesentlich setzen muss und in günstigen Fällen auch kann. Dieser Aspekt ist nun zu vertiefen: Über welche Beiträge sprechen wir eigentlich? Und sind diese geeignet, einen Beitrag zur zukunftsfähigen Entwicklung von Kleinstädten zu leisten (insbesondere auch zur Bewältigung der in Kapitel 02 diskutierten Herausforderungen)? Um die beiden Fragen zu beantworten, benennen wir im Folgenden zunächst eine Anzahl von Handlungsmustern, mit denen Kleinstadtbürger als „Agenten des Wandels“ in unterschiedlichen Rollen ihr Lebensumfeld mitgestalten (Kapitel 03.05). Daran anschließend benennen wir das transformative Potenzial, das diese Handlungsmustern aufweisen (Kapitel 03.06). Die Argumentation mündet in das Leitbild der Kleinstadt als Lern- und Experimentierraum, verbunden mit einer Reihe von Empfehlungen, welche Maßnahmen zu seiner Realisierung beitragen können (Kapitel 03.07).

03.05 Agenten des Wandels

Ein Gang durch die in Kapitel 02 betrachteten Handlungsfelder vor dem Hintergrund des in diesem Kapitel vorgestellten Begriffs einer kleinstädtisch-bürgergetragenen Urbanität zeigt, dass Bürger tatsächlich auf vielfältige Weise ihre Vorstellungen vom „guten Leben“ vor Ort verwirklichen und damit Agenten des Wandels für eine Transformation der Kleinstädte sind. In diesem Abschnitt machen wir dies an unterschiedlichen Handlungsmustern fest – mit entscheiden, mit anpacken, protestieren, Räume aneignen, sich selbst versorgen, gemeinsam bauen, Dinge selbst herstellen. Dabei haben wir Überschneidungen zwischen den einzelnen Mustern in Kauf genommen.

Mit entscheiden. Bürgerinnen und Bürger fordern zunehmend eine Einbindung in Prozesse kommunaler Planung und Entscheidung ein (Bertelsmann Stiftung 2011) – auch in ländlichen Räumen. So stellen Havel und Quast (2014) auf Basis verschiedener Projekterfahrungen fest: „Breite Bürgerbeteiligung wird zunehmend gewünscht. Die ländliche Demokratiekultur wandelt sich, Strukturen etablierter Gemeindepolitik bedürfen der Ergänzung durch informelle Verfahren.“ Hier ist an so unterschiedliche Themen zu denken wie Stadtentwicklungskonzepte und Leitbildentwicklung, Quartiersmanagement, Mobilität, Entwicklung des Einzelhandels und Freiraumgestaltung. In allen Bereichen existieren „Piloten“ für innovative Beteiligungsverfahren (Deutscher Städtetag 2013). Dabei geben sich Bürger immer weniger damit zufrieden, nur mit zu reden oder gehört zu werden. Sie wollen tatsächlich direkt Einfluss nehmen, also in geeigneter Form mit entscheiden.

Mit anpacken. Klassische Prozesse der Bürgerbeteiligung sind nur ein Teil dessen, was sich als bürgerliches Handeln in der Stadt verstehen lässt (Selle 2014). Insofern der Bürger beteiligt *wird*, d.h. gefragt und zur Partizipation eingeladen *wird*, bleibt seine Rolle tendenziell eine beigeordnete (ohne dass damit eine negative Wertung verbunden wäre). Im Begriff der „Koproduktion von Daseinsvorsorge“ dagegen wird der Bürger als ein Akteur gedacht, der mit der Kommune und der lokalen Wirtschaft gemeinsam und auf Augenhöhe ganz praktische Verantwortung für die Produktion von Angeboten vor Ort übernimmt. Ob als ehrenamtlicher Unterstützer beim Seniorenwohnen (vgl. Kapitel 02.01), Bürgerbusfahrerin (vgl. Kapitel 02.05), tatkräftiger Helfer bei der Rettung eines Bürgerhauses (vgl. Kapitel 02.02) oder als Coach im örtlichen Makerspace (vgl. Kapitel 02.07): Als Koproduzenten stabilisieren engagierte Bürgerinnen und Bürger die Daseinsvorsorge in vielen kleinen Kommunen im Sinne einer Selbsthilfe, wo also staatliche Angebote nicht (mehr) existieren oder eingeschränkt werden (müssen) (Dehne 2013). Zum Teil geschieht dies innerhalb neuer Strukturen, bedeutsam aber auch im Rahmen des traditionsreichen Vereinswesens, dem gerade in ländlich-peripheren Räumen weiterhin eine herausragende Bedeutung zukommt (vgl. Kapitel 02.02).

Räume aneignen. Während im Bild der Koproduktion die Vorstellung zumindest mitschwingt, der Bürger übernehme nun eine stärker Rolle dabei, ein existierendes Portfolio an kommunalen Leistungen aufrechtzuerhalten, sind in jüngster Zeit auch Aktivitäten stärker ins Bewusstsein gerückt, bei denen Bürger Veränderungsprozesse in Eigenregie anstoßen, indem sie sich Räume aneignen und durch ihre Aktivitäten

als „Raumunternehmer“ (vgl. zu diesem Begriff ausführlicher Kapitel 03.06 unten) diese (wieder) in Wert setzen. Beispiele für solche Prozesse und Initiativen existieren keineswegs ausschließlich in den Metropolen, sondern auch in ländlich geprägten Regionen – etwa das langfristig angelegte Projekt Landmühle in Stephanskirchen (vgl. Kapitel 02.01), das Dorfhaus in Gielsdorf bei Bonn (vgl. Kapitel 02.02), der Bäcker Görlitz in Dömitz (vgl. Kapitel 02.06) und die Rettung des lokalen Schwimmbads durch eine bürgergetragene Genossenschaft in Nörten-Hardenberg (vgl. Kapitel 02.02). Kleinstädte eignen sich eigentlich sogar besonders gut für Raumunternehmer, ist hier doch eine für diese zentrale Ressource kostengünstiger verfügbar als in größeren Städte, eben der Raum. Die Motive der aktiven Bürger sind dabei sehr unterschiedlich: Sie agieren zum Teil aus Gelegenheit, zum Teil aus Notwendigkeit, mal eher aus Leidenschaft, mal vorwiegend aus Geschäftssinn, wobei sich unterschiedliche Motivationen überlagern (Flögel/Gärtner 2011).

Sich selbst versorgen. Verschiedene Kommunen gehen Schritte hin zu einer teil-autarken Versorgung, insbesondere mit (erneuerbaren) Energien (vgl. Kapitel 02.04) und Lebensmitteln (vgl. Kapitel 02.06). Einzelne bürgergetragene Projekte im Bereich des „Urban Gardening“ mögen verspielt wirken, sie stehen aber für einen neuen Umgang mit Stadt, für eine „Wiederaneignung von Kulturtechniken der Kooperation, für die Wertschätzung von Landwirtschaft und Ernährung, von den Grundlagen des Seins.“ (Müller 2011) Neben dem Gedanken einer (teilweisen) Selbstversorgung im engeren Sinne spielen hier also auch symbolisch-kulturelle Aspekte eine große Rolle. In den Projekten äußern sich neue und durchaus transformative Vorstellungen vom guten Leben in der Stadt ganz konkret. Insbesondere sind (klein-)städtische Formen der Bewirtschaftung und Lebensmittelproduktion nicht etwa als Versuch zur „Verländlichung“ der Stadtkerne zu verstehen, sondern vielmehr als Teil eines spezifisch urbanen Lebensstils, wie Müller (2011) hervorhebt: „Der neue Garten (setzt) sich bewusst ins Verhältnis mit ihr und will wahrgenommen werden als ein genuiner Bestandteil von Urbanität, nicht als Alternative zu ihr.“ Hier durchkreuzen sich also, ganz im Sinne unserer übergreifenden These, die Gesichtspunkte der Urbanität und der Gestaltung durch Bürger. Die „Versöhnung mit der Natur“, von der Häussermann und Siebel sprechen (vgl. Kapitel 03.01), nimmt eine ganz konkrete Form an, indem kultivierte Natur in die Stadt reintegriert wird. Im Energiebereich gelingt es einzelnen Kommunen, aus den lokal vorhandenen Energieressourcen neue Einnahmequellen zu generieren. In unserem Zusammenhang ist besonders herauszustellen, dass es Bürger aus ländlichen Räumen waren, die als Pioniere der Energieautarkie auf den Plan getreten sind – bekanntestes Beispiel sind die „Schönauer Stromrebell“, die inzwischen deutschlandweit aktiv sind (vgl. Kapitel 02.04).

Gemeinsam bauen. Auch Baugemeinschaften leisten einen Beitrag zu einer urbanen Transformation im kleinstädtischen Raum. So sprang eine Baugemeinschaft in Berkheim bei Memmingen (vgl. Kapitel 02.01) in die Bresche, als sich kein Investor finden ließ, um einen Geschosswohnungsbau mit Fokus auf das Seniorenwohnen zu realisieren (Baugemeinschaft Ulm 2010). Die Nutzung erfolgte auf einer Brachfläche, so dass kein neues Bauland ausgewiesen werden musste. Das Beispiel zeigt, dass eine von den Nutzern selbst getragene Entwicklung nicht nur die Wohnwünsche der direkt am Projekt Beteiligten verwirklichen hilft, sondern auch zur Belebung und Qualifizierung des Quartiers insgesamt einen Beitrag leisten kann – gerade auch dann, wenn Kapital von traditionellen Investoren sich nicht mobilisieren lässt.

Dinge selbst herstellen. Als Teil der „Do It Yourself“-Bewegung verstehen sich auch die „Maker“, die sich in kollaborativen „Makerspaces“, d.h. auf digitale Technologien (etwa 3D-Druck und CNC-Fräsen) fokussierten High-Tech-Werkstätten zusammenfinden, um neue Produkte zu entwickeln, häufig aus einem Lernimpuls heraus, zum Teil aber auch von unternehmerischem Geist getragen. Die Macher des Makerspaces in Murnau am Staffelsee (ein eingetragener Verein) sehen ihre Initiative einerseits als attraktives Angebot für die Jüngeren, andererseits auch als Maßnahme, um die Attraktivität des Wirtschaftsstandortes zu verbessern. So spricht das Makerlab Murnau beispielsweise auch Handwerker an, deren Gewerke von neuen digitalen Technologien beeinflusst werden und profitieren können. Auch die Initiative „Silicon Vilstal“ des Unternehmensberaters Helmut Ramsauer, die die Digitalisierung in ländliche Räume holen will, ist in diesem Zusammenhang zu nennen (vgl. Kapitel 02.03), ebenso wie die Coworking Spaces, die sich auch in dünn besiedelten Regionen bereits vereinzelt etablieren konnten (vgl. Kapitel 02.07): als Teil einer von Bürgern getragenen Versuches, die digitale Transformation und neue Formen des Arbeitens und Produzierens in ländlichen Räumen zu verankern.

03.06 Transformatives Potenzial

Der vorige Abschnitt zeigt eine bunte Vielfalt unterschiedlicher Handlungsmuster, mit denen kleine Gruppen von Bürgerinnen und Bürgern als „Agenten des Wandels“ in Kleinstädten Impulse setzen. Worin besteht nun das transformative Potenzial dieser Impulse? Wir formulieren dazu eine Reihe von einordnenden Thesen.

Agenten des Wandels als Vorboten. „Ergebnisse aus der Transitionsforschung“, so der Wissenschaftliche Beirat Globale Umweltveränderungen, „legen nahe, dass individuellen Akteuren bei der Veränderung gesellschaftlicher (Sub-)Systeme eine größere Rolle zukommt als ihnen lange Zeit (...) zugestanden worden ist“ (WBGU 2011). Deshalb sollten insbesondere, unsere *erste* These, „kleine Schritte“ nicht gering geschätzt werden, denn bei den „Change Agents“, den Agenten des Wandels, handelt es sich in aller Regel zunächst um einzelne Personen und kleine Gruppen (Kristof 2010). Sie können aber, wie die Geschichte sozialer Bewegungen zeigt, durchaus Transformationen in einem größeren Maßstab einleiten:

Change Agents haben eine überzeugende Veränderungsidee und eine erste Idee für deren Umsetzung. Sie vernetzen sich und gewinnen wichtige Mitstreiter. So schaffen sie es, die kritische Masse für die Veränderung zu gewinnen. Danach entwickeln sie die Idee in Schritten gemeinsam weiter. Die Veränderung von Routinen, der Rahmenbedingungen, die Bildung neuer Institutionen, ein Paradigmenwechsel schließen den Prozess ab. (Kristof 2010)

Aus einer potenzialorientierten Perspektive lassen sich die vorgestellten Handlungsmuster also als „Vorboten“ verstehen.

Rollenvielfalt der Bürger. Um das transformative Potenzial bürgerschaftlicher Beiträge zu würdigen, ist, *zweitens*, die Mitwirkung von Bürgerinnen und Bürgern in ihrer ganzen Breite wahrzunehmen. In den in Kapitel 03.05 besprochenen Handlungsmustern begegnen uns Bürger als *Beteiligte* (im Sinne der Partizipation an kommunalen Verfahren), als *Engagierte* (im Sinne eines gemeinwohlorientierten Handelns auf den unterschiedlichen Feldern der Daseinsvorsorge) und als *Marktakteure* (im Sinne eines wirtschaftlich orientierten Handelns). Ihr Beitrag sollte nicht auf einen dieser Aspekte reduziert werden (Selle 2014). Auf allen drei Ebenen ergeben sich relevante Veränderungen.

- *Beteiligung.* Eine hohe Verbreitung ist partizipativen Planungsinstrumenten zu wünschen, die Bürger *frühzeitig* einbeziehen, d.h. wenn tatsächlich noch relevante Gestaltungsspielräume bestehen. So hat auch die Bundesstiftung Baukultur empfohlen, eine „Phase Null“ als Beteiligungsphase vor der eigentlichen Planung zu institutionalisieren, innerhalb derer Ziele und Konzepte mit dem Willen und den Bedürfnissen der Bürgerinnen und Bürger in Einklang gebracht werden können (Bundesstiftung Baukultur 2015). In Kleinstädten treffen intensive Formen der „echten“ Beteiligung einerseits auf günstige Voraussetzungen, da sich die Beteiligten zumindest zum Teil ohnehin bekannt sind (vgl. Kapitel 03.02). Andererseits muss, so Hawel und Quast, hier auch besondere Sorge getragen werden, dass Partizipation nicht bloß ein Aushandlungsprozess innerhalb einer kleinen lokalen Elite bleibt (Hawel/Quast 2014). Darüber hinaus ist Beteiligung als langfristige Aufgabe zu verstehen: Damit bürgerliche Mitwirkung die größtmögliche Wirkung entfalten kann, müssen Bürger und Kommune „an einem Strang“ ziehen, was nur auf Grundlage kontinuierlich aufgebaute partnerschaftlicher Beziehungen möglich ist.
- *Engagement.* Das in Deutschland seit langem etablierte und tradierte Verständnis von Engagement hebt „in hohem Maße auf einen bestimmten Grad formaler Organisation und auf ein Agieren im öffentlichen Raum ab.“ (Evers et al. 2015) Demgegenüber engagieren sich jüngere Menschen heute zunehmend in einem informellen Rahmen, häufig auch projektbezogen. Die Engagierten im sogenannten „Ehrenamt 2.0“ fügen sich nicht in eine vorgegebene Struktur, sondern bauen unter Nutzung ihres sozialen Netzwerks selbst eine auf. Auf den veränderten Charakter des Engagements – der als zweiter Strang neben traditionelleren Formen mitläuft, die natürlich wichtig bleiben – müssen sich Kommunen erst einmal einstellen, um sinnvolle Rahmenbedingungen für bürgerliches Engagement schaffen zu können.
- *Marktakteure.* Darüber hinaus werden „Abgrenzungen zwischen existenzsichernder beruflicher Erwerbsarbeit und freiwilligem unentgeltlichem Engagement zunehmend schwieriger“ (Evers et al. 2015). Die Rolle des oder der Engagierten im traditionellen Sinne schwimmt also mit der Rolle des Marktteilnehmers bzw. der Marktteilnehmerin. Es entstehen neue Formen von gemeinwohlorientiertem Handeln, die gleichwohl auf ökonomische Tragfähigkeit abzielen oder sogar mit Gewinnstreben verknüpft sind.

Der letzte Punkt verdient noch eine nähere Betrachtung, weil er gegenüber den beiden erst genannten in aller Regel weniger Aufmerksamkeit erfährt. Im in Kapitel 03.05 erwähnten, erst in jüngster Zeit wahrgenommenen Phänomen der Raumunternehmen, zeigt sich einerseits ein neuartiger Modus der Stadtentwicklung, andererseits ein neuer Typus unternehmerischen Handelns. Einerseits spielen – aus der ersten Perspektive – „nutzergetragene Projekte (von Raumunternehmen, Anm. d. Verf.) zunehmend eine Rolle für die zeitgemäße Stadtentwicklung, gerade dort, wo klassische Projektentwicklungs- und Vermarktungsstrategien nicht greifen; aber auch dort, wo jenseits von monofunktional ausgerichteten Büro- und Wohnquartieren urbane Orte mit offenen Entwicklungsspielräumen, gemischten Nutzungen und unterschiedlichen Wertschöpfungsmodellen entstehen sollen.“ (Buttenberg et al. 2014) Andererseits gerät – aus der zweiten Perspektive – das Raumunternehmen als spezifischer Organisationstypus in den Blick, nämlich als „auf Wirtschaftlichkeit ausgerichtete Organisationen, die ihre Geschäftsidee auf Basis von unzureichend in Wert gesetzten räumlichen Ressourcen entwickeln und deren Erfolg sich an dem sozialen Nutzen für diesen Raum messen lässt.“ (Montag Stiftung 2012) Raumunternehmen können also wichtiger Bestandteil von Strategien zur Entwicklung und Qualifizierung von (klein-)städtischen Räumen werden. Zugleich zeigt sich in ihnen ein Modus des nachhaltigen Inwertsetzens von Raum getragen aus einer Mischung von Geschäftssinn und Engagement – ein soziales Unternehmertum. Mit beiden genannten Punkten verbindet sich offensichtlich eine positive Perspektive für Kleinstädte in ländlichen Räumen.

Lebensqualität als Attraktor. Die Aktivitäten, mit denen Bürgerinnen und Bürger in ihre Städte hinein wirken, werten die Stadt insgesamt auf:

Ob wir nun in Vereinen tätig sind, ob wir verschiedenen Formen des Ehrenamtes wahrnehmen, ob wir nachbarschaftliche Selbsthilfe praktizieren, mäzenatisch wirken, dem Urban Gardening nachgehen oder eine Baugruppe mitformen – alle diese und viele weitere Aktivitäten prägen das Stadtleben, ja die Lebensqualität einer Stadt ganz ungemein. Selle (2016)

Aus der Sicht von Kleinstädten hat dieser Aspekt eine fundamentale Bedeutung. Viele Kleinstädte, gerade in peripheren Lagen, leiden bekanntlich unter einer Bevölkerungsschrumpfung, aufgrund des demographischen Wandels, aber auch durch stetige Abwanderungsbewegungen (vgl. Kapitel 01.01). Sieverts (2004) sieht die Konkurrenz um Einwohner als zentralen Punkt, an dem sich die Zukunftsfähigkeit von Städten entscheidet:

„In Zukunft werden die mitteleuropäischen Städte um drei Dinge konkurrieren: um die Jugend, um qualifiziertes Humankapital und um Alterskaufkraft, knappe begehrte Güter alle drei, und zudem noch in der Standortwahl so ungebunden wie noch nie in der Geschichte der Stadt.“

Um in dieser Konkurrenz bestehen zu können, müssen Kleinstädte für ihre Einwohner wie auch für mögliche Zuzügler attraktiv sein. Die Lebensqualität spielt hier eine entscheidende Rolle (Pechlaner/Bachinger 2010). Die Beiträge von Bürgerinnen und Bürgern steigern also, *drittens*, direkt die Attraktivität und damit Zukunftsfähigkeit ihrer Städte.

Kontextualisierte Lösungen. Häufig wird gesagt, Urbanität sei nicht planbar. Wenn die Bürger die Dinge selbst in die Hand nehmen, lässt sich insofern von einem Glücksfall der Stadtentwicklung sprechen. Ein erheblicher Mehrwert der im vorigen Abschnitt vorgestellten Handlungsmuster, mit denen Bürger neue Lösungen in ihrem Nahumfeld suchen, anstoßen, umsetzen oder koproduzieren, besteht also darin, dass sich in ihnen, *viertens*, eine Vorstellung vom „guten Leben in der Stadt“ konkret manifestiert, die aus dem lokalen Kontext heraus gespeist ist. Die entstehenden Lösungen sind damit von Anfang an passgenau und lokal spezifisch und haben dadurch die Chance, sich als tragfähig zu erweisen – sind es doch immer die Bürger, „die einem neuen ‚Stück Stadt‘ erst Leben geben.“ (Selle 2016)

Small is Beautiful. Darüber hinaus sehen wir gerade in Kleinstädten ein Potenzial in der Entwicklung „kleiner“ Lösungen. In Kapitel 03.02 haben wir angesprochen, dass Kleinstädte nicht „redundant ausgelegt“ sind, so dass schon der Wegfall einzelner Angebote die Lebensqualität vor Ort erheblich mindern kann. Das gilt aber auch umgekehrt: Ob ein Jugendzentrum vor Ort existiert oder eben kein Jugendzentrum: Diese Frage ist für eine Kleinstadt höchst bedeutsam! Die direkten und vermittelten Wirkungen einzelner, auch kleinerer Eingriffe sollten also, *fünftens*, gerade unter den Bedingungen einer Kleinstadt nicht unterschätzt werden.

Prinzip der Freiwilligkeit. Bürgerschaftliches Engagement basiert auf dem Prinzip der Freiwilligkeit (BMFSFJ 2017). Dieses Prinzip muss, *sechstens*, gewahrt bleiben. Unsere Prämisse hier ist also nicht, dass Bürger sich engagieren *müssten*, sondern dass vieles darauf hindeutet, dass sie dies *wollen*, ablesbar auch daran, dass sie es ja bereits *tun*. Damit soll nicht ausgeschlossen werden, dass ihr Handeln „aus der Not geboren“ ist, ebenso wenig wie die Gefahr von der Hand zu weisen ist, dass bürgerschaftliches

Engagement „als kostengünstiger Lückenbüßer für minimalstaatliche Sparstrategien oder als allfälliger Problemlöser für alle erdenklichen ungelösten gesellschaftlichen Probleme instrumentalisiert“ werden könnte (Heinze/Olk 2001). Ohne diese Problematiken auszublenden, wäre aus einer potenzialorientierten Perspektive in jedem Fall davon auszugehen, dass vor Ort Agenten des Wandels („Change Agents“) bereits vorhanden sind, denen so viele Chancen eröffnet werden sollten wie möglich.

Region als Bezugspunkt. Naiv wäre die Vorstellung, Bürgerinnen und Bürger könnten nun im Alleingang „ihre“ Städte retten. Der Vorschlag, die Kommune sollte durch die Bürger als Träger der Daseinsvorsorge sozusagen abgelöst werden, soll ebenfalls nicht gemacht werden. Wir schließen uns, *siebtens*, der Feststellung von Peter Dehne (2013) an, dass „gute Einzellösungen und innovative Projekte allein (...) die sich ausdünnenden ländlichen Räume nicht retten können“:

Wenn es um die Sicherung der Lebensqualität und der guten Rahmenbedingungen zum Leben geht, muss die Daseinsvorsorge als Ganzes in größeren räumlichen Zusammenhängen betrachtet und neu organisiert werden, als ein System mit verschiedenen Facetten, Angeboten und Handlungsebenen und ausgerichtet auf die regionalen Bedürfnisse und langfristige Zeiträume.

Übertragen auf unsere Diskussion bedeutet das: eine urbane Transformation hat sicherlich Voraussetzungen, die auf der lokalen Handlungsebene, von den Bürgerinnen und Bürgern selbst mit guten Ideen und kreativen Lösungen geschaffen werden können. Es sind aber auch strukturelle Veränderungen notwendig, die in größeren Maßstäben gedacht werden müssen – im regionalen und überregionalen Maßstab. Hier ist auf den regionalen Maßstab zu verweisen, in dem zentrale Handlungsfelder wie die Mobilität und die Energieversorgung angegangen werden müssen, aber auch auf die überregionalen Abhängigkeiten, innerhalb derer sich viele Kleinstädte bewegen und die der lokalen Strategiebildung Grenzen setzen (Bernt 2013). Diese Betrachtungsebenen, die die lokale Ebene überwölben und mit ihr verflochten sind, stehen nicht im Fokus dieser Expertise, bleiben aber natürlich von zentraler Bedeutung.

03.07 Lern- und Experimentierräume schaffen: Fazit

Diese Expertise hat argumentiert, dass Agenten des Wandels – Bürgerinnen und Bürger, die durch ihr Handeln Veränderungen vor Ort bewirken – transformatives Potenzial für Kleinstädte haben. Mit ihrem Handeln sind sie – gemeinsam mit anderen städtischen Akteuren! – Koproduzenten von Urbanität, die ihre Vorstellungen von „gutem Leben in der Kleinstadt“ ganz konkret Wirklichkeit werden lassen. Damit tragen sie zur Attraktivität ihrer Städte bei und leisten einen Beitrag bei der Bewältigung der Herausforderungen, denen Kleinstädte gegenüberstehen.

Allerdings wäre es wenig vielversprechend, die Bürgerinnen und Bürger nun in die Umsetzung eines detailliert ausgearbeiteten Masterplans zur urbanen Transformation einzuspannen. Schon der Stadtforscher Robert Ezra Park, ein Schüler des deutschen Soziologen Georg Simmel, sah die Stadt als „soziales Laboratorium“ (Park 1929), als Ort des Versuchens und Erprobens. In Zeiten tiefgreifender Veränderungen kommt diesen Handlungsmodi eine wachsende Bedeutung zu: „Erfolgreiche urbane Transformation muss sich, im Sinne einer Dynamik von Versuch und Irrtum, auf eine Experimentierkultur einlassen.“ (Schneidewind et al. 2015) Leitend ist hier die Beobachtung, dass angesichts neuer Herausforderungen neue Lösungen in aller Regel erst aus einer experimentellen Praxis heraus entstehen, wie auch der Wissenschaftliche Beirat Globale Umweltveränderungen hervorgehoben hat (WBGU 2011):

Komplexe Lernprozesse und umfassende Innovationen werden zumeist nicht durch die Qualität der Krisendiagnosen und Ursachenanalysen initiiert, sondern erst mit der Etablierung überzeugender neuer Orientierungsangebote und Handlungskonzepte (...) und durch die Öffnung experimenteller Plattformen, auf denen Bekanntes zu Neuem neu arrangiert werden kann.

Für die Situation von Kleinstädten wäre dementsprechend davon auszugehen, dass zwar ein generelles Verständnis über strukturelle Probleme und mögliche Anpassungs- und Innovationsstrategien vorhanden ist, sich aber erst aus der Praxis heraus erweisen kann, welche Ideen und Ansätze tatsächlich tragfähig sind.

Im Zusammenhang mit unserer These von der bürgergetragenen Urbanität ist daraus zu folgern, dass den Bürgern Werkzeuge an die Hand gegeben werden sollten, die sie bei dieser Suchbewegung unterstützen. Es gilt also, Lern- und Experimentierräume für bürgerschaftliches Handeln zu schaffen, aus denen kleinstädtische Urbanität entstehen kann.

03.08 Empfehlungen

An dieses Fazit schließt sich eine Reihe von Empfehlungen an Politik und Verwaltung an, mit denen wir die Expertise beschließen.

1. Innovationsfreundliche Strukturen schaffen. Es liegt zunächst auf der Hand: Falls es richtig ist, wie wir argumentiert haben, dass Agenten des Wandels ein transformatives Potenzial für Kleinstädte haben, käme es darauf an, ihnen wo immer möglich den Rücken zu stärken. Daran schließt sich die Perspektive an, günstige Voraussetzungen zu schaffen, um den „bodenständigen Pionieren“ (Burgdorff et al 2014) vor Ort Rückhalt bei ihrer Zukunftsarbeit zu geben und ihre Schlagkraft zu stärken, so dass sich das transformative Potenzial bürgerschaftlicher Beiträge für die Kleinstadt entfalten kann (vgl. auch BBSR 2017f). Im kleinstädtischen Kontext noch nicht ausreichend genutzt, so unser Eindruck, sind auch die Innovationspotenziale urbaner Produktion sowie neuartiger, offener Arbeits- und Innovationsprozesse, von Coworking Spaces über Digital Labs bis hin zu Open Innovation (BMBF 2015, Lange et al 2016, Keles 2016, Müller et al 2015). Es geht also in einem weiteren Sinne darum, Innovationspotenziale zu erkennen, innovationsfreundliche Strukturen und Räume zu schaffen, die es Bürgern, Unternehmen und Akteuren erlauben, eine Vielfalt von Initiativen zu entwickeln, verbunden mit dem Anspruch, lokale Strukturen zu stärken im Hinblick auf Lebensqualität, Wertschöpfung und Versorgung innerhalb der Region.

2. Entrepreneurship fördern. Unserer Wahrnehmung nach wird die Diskussion zu den Themen „Koproduktion von Daseinsvorsorge“ und „partizipative Planungsinstrumente“ wesentlich reger geführt als die Diskussion über unternehmerische – und gleichwohl zumindest der Tendenz nach gemeinwohlorientierte – Ansätze, wie wir sie beispielsweise im Kapitel 02.07 und in diesem Kapitel unter dem Schlagwort „Raumunternehmen“ vorgestellt haben (vgl. Kapitel 03.06). Letztere verdienen aus unserer Sicht mehr Beachtung, auch deshalb, weil solche Ansätze ihrem Anspruch nach zu *selbsttragenden Lösungen* führen, die einen Nutzen für Stadt und Unternehmer entfalten. Aus Sicht der Kommunen selbst wie auch von Seiten von Bund und Ländern sollten deshalb die besonderen Bedürfnisse von Raumunternehmen und generell von Entrepreneuren genauer untersucht werden. Stellt man die Frage, was diese benötigen, tritt ein Bedarf an Kapital, Beratungs- und Unterstützungsleistungen zutage, der vom Markt heute noch nicht ausreichend bedient wird, insbesondere bei „unkonventionellen Projekten mit höherem Kapitalbedarf“ (Montag Stiftung 2012). Auch die öffentliche Hand tut sich, wie Praktiker berichten, mit raumunternehmerischen Ansätzen noch schwer (Burgdorff et al. 2014). Da sich Raumunternehmen nicht ohne Weiteres in klassische Ressortstrukturen (Stadtentwicklung auf der einen, Wirtschaftsförderung auf der anderen Seite) fügen, sollten Ansätze verfolgt werden, die „die Potenziale des Zusammendenkens von Existenzgründungs- und Wirtschaftsförderung mit Maßnahmen zur Quartiersentwicklung“ (Montag Stiftung 2012) zusammendenken. Ähnliches ließe sich für den neuen Ansatz einer „Open Region“ (Müller et al. 2015) sagen. Er zielt auf eine „raumsensible Innovationspolitik“, die auf das Schaffen und die Ausnutzung von Gelegenheiten setzt. Damit wird experimentelles unternehmerische Handeln der Akteure vor Ort in unterschiedlichen Allianzen erforderlich. Eine solche innovative Praxis erfordert ein grundlegendes Neudenken städtischer und regionaler Wirtschafts- und Innovationsförderung. In diesem Zusammenhang möchten wir dazu anregen, Ansätze wie den Forschungscampus Arena 2036 (vgl. Arena 2036 o.J.), bisher auf „Hightech-Regionen“ beschränkt, zu adaptieren und auf die Belange und Herausforderungen von ländlichen Räumen zu übertragen.

3. Neue Finanzierungsmodelle und Kooperationsformen nutzen. Kooperationen auf vielfältigen Ebenen wurden von den Befragten unserer Umfrage als entscheidendes Instrument angesehen, um die Zukunftsfähigkeit von Kleinstädten zu erhalten. Neue Kooperationsformen und Finanzierungsmodelle sind darüber hinaus als wesentliche Erfolgsfaktoren für die Koproduktion von Daseinsvorsorge und für ein innovatives Unternehmertum anzusehen. Aus der Praxis heraus sind zum Beispiel Kooperationen zwischen Bürgerinnen und Bürgern, Selbsthilfegruppen, Unternehmen und Stiftungen auf der einen Seite mit Kommunen oder etablierten Trägern der Wohlfahrts- oder Sozialpflege bekannt. In vielen Fällen sind hier, so ein Praxisleitfaden des BBSR (2015b), „die Bürgerinnen und Bürger mit ihrem hohen Engagement die Initiatoren“, was eine neue, zum Teil – für alle Beteiligten – ungewohnte Rollenverteilung mit sich bringt. In Finanzierungsfragen sollte, so die Empfehlung, die Kommune auch dann sich bemühen eine Rolle zu spielen, wenn sie kein Kapital aus Eigenmitteln bereitstellen kann – etwa im Rahmen des Förderantragsmanagements, als Schirmherrin oder in Form von zinslosen Krediten. Darüber hinaus kann die Kommune bei der Schaffung innovationsermöglichender Infrastrukturen aktiv werden, etwa, wenn es darum geht, Räume für die oben angesprochenen Coworking Spaces und Digital Labs bereitzustellen. Auch hier spielen neue Finanzierungsmodelle und Kooperationsformen wiederum eine Rolle.

4. Ressourcen für die Kommunen bereitstellen. Wenn die Kleinstadt als Experimentierraum verstanden wird, kommt der Kommune eine neue Rolle als Ermöglicherin, Moderatorin, Koordinatorin, Vernetzerin, Initiatorin und Anerkennerin bürgergetragener bzw. koproduzierter Initiativen zu – mit einem Wort, sie ist „Inkubator“ für bürgergetragene Urbanität im Sinne einer Starthilfe und Begleitung. Die lange Liste zeigt, wie anspruchsvoll diese Aufgabe ist. Teilnehmer an unserer Umfrage geben in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass eine zu dünne kommunale Personaldecke den Umfang, in dem sich Kommunen diesen Aufgaben widmen können, zum Teil empfindlich einschränkt. Kleinstädte verfügen also heute nicht über ausreichende Ressourcen – Personalstellen und Finanzmittel –, um Strukturen zu schaffen, in deren Rahmen sie die oben genannten neuen Rollen angemessen wahrnehmen könnten. Es fehlt in aller Regel ein eindeutiger Ort, an dem Bürgerengagement als Querschnittsaufgabe in der Verwaltung verankert wäre und verschiedene Fäden zusammenlaufen könnten (vgl. Olk/Gensicke 2014). Sinnvoll scheint es, Bürgerprojekte im Rahmen einer eigenen Koordinierungsstelle zu betreuen, wie dies etwa in der kleinen Mittelstadt Herrenberg am Rande des Großraumes Stuttgart geschieht.

5. Kommunen zu Lernorten entwickeln. Gerhard Hüther hat darauf hingewiesen, dass eine „Kommune“ weit mehr als eine Verwaltungseinheit ist: „Kommunen sind die wahren Lernorte, für Kinder wie für Erwachsene. Hier lernt der junge Mensch, worauf es im Leben ankommt, wie man gemeinsam mit anderen sein Leben gestaltet und Verantwortung übernimmt.“ (Hüther 2013) Die kommunale Bildungslandschaft – allgemeine und berufliche Schulen, außerschulische Jugendarbeit, Weiterbildungsangebote im Rahmen der Volkshochschulen, aber auch weitere Bildungseinrichtungen wie Bibliotheken – kann deshalb bei der Aktivierung bürgerschaftlicher Potenziale eine zentrale Rolle spielen und damit einen Beitrag zur Entwicklung „kommunaler Intelligenz“ (ebd.) leisten. Sie kann Anlässe zu einer Vernetzung unterschiedlicher Akteure aus der Kleinstadtgesellschaft schaffen. Bildungsorte können auch Berührungspunkte mit neuen Technologien und Organisationsformen ermöglichen und so zu einem innovationsermöglichenden Klima beitragen (vgl. [Kapitel 02.02](#)). Sie können zudem als Schnittstellen zur lokalen Wirtschaft dienen und insofern einen Beitrag zur Beschäftigungssicherung leisten. Und sie lassen sich mit Zielen der Stadtentwicklung sinnvoll verknüpfen, wie etwa das Münchener Konzept der „BildungsLokale“ zeigt, die sich als Orte der Begegnung und Partizipation verstehen.

6. Kleinstadtübergreifende Lernprozesse fördern. Lernprozesse sollten auch auf überregionaler Ebene angestoßen werden. Denn der experimentelle Modus ist natürlich kein Selbstzweck, sondern verfolgt ein Ziel: einmal gefundene, tragfähige Lösungen sollen „von der Spitze in die Breite“ getragen werden. Dementsprechend sollten Foren des Austausches zwischen Kleinstädten geschaffen werden, mit dem Ziel, relevantes Handlungs- und Erfahrungswissen zwischen den Kommunen fließen zu lassen.

Literatur

- Arena 2036 (o.J.)
 Website der Forschungsplattform Arena 2036 (<https://www.arena2036.de>, abgerufen im Januar 2018)
- Baugemeinschaft Ulm (2010)
 Baugemeinschaft Ulm (o. V.): Projektwebsite Baugemeinschaft Ulm (<https://baugemeinschaftulm.wordpress.com/2010/11/17/unser-allererstes-baugemeinschaftsprojekt-beginn-2004>, abgerufen im August 2017)
- Bausinger (o.J.)
 Hermann Bausinger: Das Dorf im Kopf (https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/bitstream/handle/10900/44085/pdf/Bausinger_Hermann_Das_Dorf_im_Kopf.pdf, abgerufen im August 2017)
- Beckmann/Dosch (2017)
 Gisela Beckmann und Fabian Dosch: Neue Flächenindikatoren für die Deutsche Nachhaltigkeitsstrategie. Informationen aus der Forschung des BBSR, Nr. 2/2017
 Berliner Senatsverwaltung (2015)
 Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt: Smart City-Strategie Berlin (https://www.berlin-partner.de/fileadmin/user_upload/01_chefredaktion/02_pdf/02_navi/21/Strategie_Smart_City_Berlin.pdf, abgerufen im August 2017)
- Bertelsmann Stiftung (2011)
 Bertelsmann Stiftung (Hrsg.): Wir machen mit! Wie Bürger Entscheidungen aktiv mitgestalten. In: change. Das Magazin der Bertelsmann Stiftung, 02/2011 (https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/Infomaterialien/IN_changeMagazin_02_2011.pdf)
- BBSR (2012)
 Bevölkerungsentwicklung: Schere zwischen wachsenden und schrumpfenden Städten und Gemeinden öffnet sich. (<http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Raumentwicklung/RaumentwicklungDeutschland/Projekte/Archiv/Bevoelkerung/bevoelkerungsentwicklung.html>, abgerufen im August 2017)
- BBSR (2015a)
 Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen (http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/FP/ExWoSt/Forschungsfelder/2015/PotenzialeKleinstaedte/01_Start.html?nn=1131840, abgerufen im August 2017)
- BBSR (2015b)
 Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Neue Kooperationen und Finanzierungsmodelle für die Daseinsvorsorge. 2015 (<http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/Sonderveroeffentlichungen/2015/Kooperationen-Finanzierungsmodelle.html>, abgerufen im August 2017)
- BBSR (2016a)
 Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen. Ein ExWoSt-Forschungsfeld (<http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/ExWoSt/50/exwost-50-1.pdf>, abgerufen im August 2017)
- BBSR (2016b)
 Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Große regionale Unterschiede bei Flächenverbrauch in Deutschland (http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Home/Topthemen/flaechenverbrauch_deutschland.html, abgerufen im Dezember 2017)
- BBSR (2017a)
 Wachstumsdruck in deutschen Großstädten. BBSR-Analysen KOMPAKT 10/2017 (<http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/AnalysenKompakt/2017/ak-10-2017-dl.pdf>, abgerufen im Dezember 2017)
- BBSR (2017b)
 Deutschland altert unterschiedlich (<http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Service/Medien/2017/2017-alterung.html>, abgerufen im August 2017)
- BBSR (2017c)
 Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Expertise Kleinstädte. Sammlung von Ideen | Beispielen | Projekten | Szenarien zur Entwicklung zukunftsfähiger Kleinstädte (<http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BBSROnline/2017/bbsr-online-19-2017-dl.pdf>, abgerufen im Dezember 2017)
- BBSR (2017d)
 Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Zwischenbilanzveranstaltung „Zukunft und Potenziale von Kleinstädten“ am 20. März 2017 in Berlin (<http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/FP/ExWoSt/Forschungsfelder/2015/PotenzialeKleinstaedte/veranstaltungen/zwischenbilanzveranstaltung.html?nn=430172#doc1636308bodyText1>, abgerufen im Dezember 2017)
- BBSR (2017e)
 Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Online-Handel – mögliche räumliche Auswirkungen auf Innenstädte, Stadtteil- und Ortszentren (<https://d-nb.info/1135734925/34>, abgerufen im Dezember 2017)
- BBSR (2017f)
 Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Kreativ aus der Krise. Impulse für städtische Transformationen (<https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/Sonderveroeffentlichungen/2017/kreativ-aus-der-krise-dl.pdf>, abgerufen im August 2017)
- BBSR (2017g)
 Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Gemeinsame Evaluierung der Programme Stadtbau Ost und Stadtbau West (<https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/Sonderveroeffentlichungen/2017/evaluierung-stadtbau-ost-west-dl.pdf>, abgerufen im März 2018)
- BBSR (2018)
 Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.): Raumordnungsbericht 2017. Daseinsvorsorge sichern (<https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/Sonderveroeffentlichungen/2017/rob-2017.html>, abgerufen im März 2018)
- BDA (2012)
 Bund deutscher Architekten (Hrsg.): Energetische Sanierung – Denken im Quartier (http://www.bda-bund.de/fileadmin/mediaFiles/Bundesverband/pdfs/bda-publikation_energetische_sanierung.pdf, abgerufen im Mai 2017)
- Berding (2015)
 Ulrich Berding: Stadt Land Raum. öffentliche Orte jenseits der Metropolen. Herausgegeben von der Herbert Quandt Stiftung. Bad Homburg v. d. Höhe 2015 (http://www.herbert-quandt-stiftung.de/files/publications/gzz28_stadt_land_raum_ulrich_berding_99_e60170.pdf, abgerufen im Juli 2017)
- Bernt (2013)
 Matthias Bernt: Governanceprozesse und lokale Strategiebildung. In: Matthias Bernt und Heike Liebmann: Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit? Deutsche Mittelstädte und ihr Umgang mit Peripherisierungsprozessen. 2013
- BMBF (2015)
 Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.): Zukunftsstadt – Strategische Forschungs- und Innovationsagenda. 2015 (<https://www.bmbf.de/pub/Zukunftsstadt.pdf>, abgerufen im September 2017)
- BMFSFJ (2017)
 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Zweiter Bericht über die Entwicklung des bürgerschaftlichen Engagements in der Bundesrepublik Deutschland. 2017 (<https://www.bmfsfj.de/blob/115624/d6da5ce2163c59600f48a7a5d360a3b2/2-en>)

- gagementbericht-und-stellungnahme-br-data.pdf, abgerufen im August 2017)
- BMUB (2014)
Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (Hrsg.): Sicherung der Nahversorgung in ländlichen Räumen. Impulse für die Praxis, Juni 2014 (http://www.bmub.bund.de/fileadmin/Daten_BMU/Pool/Broschueren/nahversorgung_laendl_raeu-me_broschuere_bf.pdf, abgerufen im August 2017)
- BMVBS (2011)
Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung – Handlungsleitfaden zur Energetischen Stadterneuerung (http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BMVBS/Sonderveroeffentlichungen/2011/DL_HandlungsleitfadenEE.pdf, abgerufen im August 2017)
- BMVI (2016a)
Bundesministerium für Verkehr und digitale Infrastruktur (Hrsg.): Schnelles Internet in ländlichen Räumen im internationalen Vergleich (<http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BMVI/MOROP/Praxis/2016/moro-praxis-5-16-dl.pdf>, abgerufen im Juli 2017)
- BMVI (2016b)
Bundesministerium für Verkehr und digitale Infrastruktur (Hrsg.): Integrierte Mobilitätskonzepte zur Einbindung unterschiedlicher Mobilitätsformen in ländlichen Räumen. BMVI-Online-Publikation Nr. 04/2016 (<http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BMVI/BMVIOnline/2016/bmvi-online-04-16-dl.pdf>, abgerufen im August 2017)
- BMVI (2016c)
Bundesministerium für Verkehr und digitale Infrastruktur (Hrsg.): Mobilitäts- und Angebotsstrategien im ländlichen Raum, 2016 (<https://www.bmvi.de/blaetterkatalog/catalogs/235172/pdf/complete.pdf>, abgerufen im August 2017)
- BMWI (2014)
Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (Hrsg.): Hoher Energieverbrauch des Gebäudesektors (<http://www.bmwi-energie-wende.de/EWD/Redaktion/Newsletter/2014/22/Meldung/hoher-energieverbrauch-des-gebaeudesektor.html>, abgerufen im August 2017)
- BMWI (2015)
Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (Hrsg.): Industrielle Entwicklung in den neuen Bundesländern. Konferenz „Industriedialog Ost“ am 19. November 2015 (<https://www.beauftragte-neue-laender.de/BNL/Redaktion/DE/Downloads/Publikationen/industrielle-entwicklung-neue-bundeslaender.pdf>, abgerufen im August 2017)
- BMWI (2017)
Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (Hrsg.): Monitoringbericht Kultur- und Kreativwirtschaft 2017 (<https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Publikationen/Wirtschaft/monitoringbericht-kultur-kreativwirtschaft-2017.pdf>, abgerufen im Dezember 2017)
- Bundesstiftung Baukultur (2015)
Bundesstiftung Baukultur (Hrsg.): Baukultur Bericht 2014/2015. Potsdam 2015
- Bundesstiftung Baukultur (2017)
Bundesstiftung Baukultur (Hrsg.): Baukultur Bericht 2016/2017. Stadt und Land. Potsdam 2017
- Burgdorff et al. (2014)
Frauke Burgdorff, Marcus Paul und Robert Ambrée: Bodenständige Pioniere. In: Raumunternehmen. Wie Nutzer selbst Räume entwickeln. Berlin 2014
- Buttenberg et al. (2014)
Lisa Buttenberg, Klaus Overmeyer und Guido Spars (Hrsg.): Raumunternehmen. Wie Nutzer selbst Räume entwickeln. Berlin 2014
- Burmeister/Rodenhäuser (2016)
Klaus Burmeister und Ben Rodenhäuser: Stadt als System. Trends und Herausforderungen für die Zukunft urbaner Räume. München 2016
- Cairncross (2001)
Frances Cairncross: The Death of Distance – How the Communications Revolution is Changing our Lives. 2001
- Dehne (2013)
Peter Dehne: Ein Umbau der Daseinsvorsorge in ländlichen Räumen ist notwendig. In: Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (Hrsg.): Daseinsvorsorge in ländlichen Räumen unter Druck. Wie reagieren auf den demografischen Wandel? 2013 (<http://www.netzwerk-laendlicher-raum.de/daseinsvorsorge>, abgerufen im Juli 2017)
- Der Handel (2014)
Der Handel (o. V.): Stationäre Händler müssen sich neue Rollen suchen. 13.04.2014 (<http://etailment.de/news/stories/Stationaere-Handler-muessen-sich-neue-Rollen-suchen-15505>, abgerufen im August 2017)
- Der Spiegel (1971)
Der Spiegel (Hrsg.): Die Stadt ist eine teure Sache (<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43243133.html>, abgerufen im August 2017)
- Deutscher Städtetag (2013)
Deutscher Städtetag (Hrsg.): Beteiligungskultur in der integrierten Stadtentwicklung (http://www.staedtetag.de/imperia/md/content/dst/veroeffentlichungen/mat/mat_beteiligungskultur_2013_web.pdf, abgerufen im August 2017)
- Deutscher Städtetag (2016)
Deutscher Städtetag (Hrsg.): Zukunft von Stadt und Handel (http://www.staedtetag.de/imperia/md/content/dst/diskussionspapier_zukunft_stadt_handel_072016.pdf, abgerufen im August 2017)
- Difu (2016)
Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.): Kommunal-Panel 2016 (<https://difu.de/presse/2016-06-27/kfw-kommunalpanel-2016-kommunen-melden-136-mrd-eur.html>, abgerufen im Dezember 2017)
- Difu (2017)
Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.): Kurzstudie zu kommunalen Standortfaktoren – Ergebnisse auf Grundlage der Daten des Difu-Projekts „Koordinierte Unternehmensbefragung“, 2017 (https://www.kfw.de/PDF/Download-Center/Konzernthemen/Research/PDF-Dokumente-Studien-und-Materialien/KfW_Kurzstudie_Standortfaktoren_final.pdf, abgerufen im Oktober 2017)
- Dilba (2013)
Denis Dilba: Das autarke Dorf. In: Die Zeit, 12. Februar 2013 (<http://www.zeit.de/zeit-wissen/2013/02/Autarkes-Dorf-Energiewende>, abgerufen im August 2017)
- Enzensberger 1996
Hans Magnus Enzensberger: Reminiszenzen an den Überfluss. Der Spiegel, 51/1996 (<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-9134042.html>, abgerufen im August 2017)
- Evers et al. (2015)
Adalbert Evers, Thomas Klie und Paul-Stefan Roß: Die Vielfalt des Engagements. Eine Herausforderung an Gesellschaft und Politik. Aus Politik und Zeitgeschichte 14-15/2015 (<http://www.bpb.de/apuz/203531/die-vielfalt-des-engagements>, abgerufen im August 2017)
- Fleck (2012)
Bertram Fleck: Erneuerbare Energien – Chancen für den ländlichen Raum? Vortrag auf dem 4. Kongress „100% Erneuerbare Energie Regionen“, 2012 (http://www.100-ee-kongress.de/fileadmin/redaktion/100-ee-kongress/Praesentationen/LV_Manuskript_Landrat_Fleck.pdf, abgerufen im August 2017)
- Flögel/Gärtner (2011)
Franz Flögel und Stefan Gärtner: Raumunternehmen. Endbericht an die Montag Stiftung Urbane Räume. Institut Arbeit und Technik 2011 (<http://www.iat.eu/files/raumunternehmen.pdf>, abgerufen im August 2017)
- Foertsch (2011)

- Carsten Foertsch: Der ländliche Weg des Coworkings. 2011 (<http://www.deskmag.com/de/laendliche-weg-des-coworking-kleine-staedte-186>, abgerufen im August 2017)
- Fraunhofer UMSICHT (2017)
- Fraunhofer-Institut für Umwelt-, Sicherheits- und Energietechnik (Hrsg.): Dachgarten als Ort der urbanen Produktion, Forschung und Begegnung. Pressemitteilung, 24.05.2017 (<https://www.umsicht.fraunhofer.de/de/presse-medien/2017/altmarktgarten.html>, abgerufen im Dezember 2017)
- Gassmann (2015)
- Michael Gassmann: Die grüne Revolution oder der nächste Ökoflop? Die Welt, 17.01.2015 (<http://www.welt.de/wirtschaft/artikel136475654/Die-gruene-Revolution-oder-der-naechste-Oekoflop.html>)
- Gatzweiler et al. (2012)
- Hans-Peter Gatzweiler et al: Klein- und Mittelstädte in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme. Herausgegeben vom Bundesinstitut für Bau, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung. Bonn 2012
- GfK (2017)
- Gesellschaft für Konsumforschung (Hrsg.): Umsatz im Lebensmitteleinzelhandel in Deutschland in den Jahren 1998 bis 2016 (<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/161986/umfrage/umsatz-im-lebensmittelhandel-seit-1998>, abgerufen im August 2017)
- Giersberg (2014)
- Dagmar Giersberg: Kreativwerkstätten des 21. Jahrhunderts. Makerspaces in Bibliotheken (<https://www.goethe.de/de/kul/bib/20440837.html>, abgerufen im August 2017)
- Haus/Kuhlmann (2013)
- Michael Haus und Sabine Kuhlmann: Lokale Politik und Verwaltung im Zeichen der Krise? Wiesbaden 2013
- Hawel/Quast (2014)
- Bernd Wolfgang Hawel und Anette Quast: Bürgerbeteiligung im ländlichen Raum. Thesen und Erfahrungen aus dem hohen Norden. Netzwerk Bürgerbeteiligung 2014 (https://www.netzwerk-buergerbeteiligung.de/fileadmin/Inhalte/PDF-Dokumente/newsletter_beitraege/nbb_beitrag_hawel_quast_141215.pdf, abgerufen im August 2017)
- Hannemann (2004)
- Christine Hannemann: Marginalisierte Städte. Probleme, Differenzierungen und Chancen ostdeutscher Kleinstädte im Schrumpfungsprozess. Berlin 2004
- Hannemann (2015)
- Christine Hannemann: Klein- und Landstädte. In: Stephan Beetz et al (Hrsg.): Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland. 2. bearbeitete Auflage, im Erscheinen (https://iwesoziologie.files.wordpress.com/2015/11/1_m_kleinstadt_ch_aktualisiert.pdf, abgerufen im August 2017)
- Häussermann/Siebel 1987
- Hartmut Häussermann und Walter Siebel: Neue Urbanität. Frankfurt 1987
- Häussermann/Siebel (1992)
- Hartmut Häussermann und Walter Siebel: Urbanität. Herausgegeben vom Magistrat der Stadt Wien, Magistratsabteilung 18 – Stadtstrukturplanung, Wien 1992 (<https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/studien/pdf/b006463.pdf>, abgerufen im August 2017)
- Heinze/Olk (2001)
- Rolf G. Heinze und Thomas Olk: Bürgerschaftliches Engagement in Deutschland. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Wiesbaden 2001
- Heinze (2007)
- Wolfgang Heinze: Öffentlicher Verkehr und demographischer Wandel – Chancen für Nordostdeutschland. In: Stephan Beetz (Hrsg.): Die Zukunft der Infrastrukturen in ländlichen Räumen, 2007
- Höcker (2014)
- Hartwig Höcker: Werk- und Wertstoffstrommanagement. In: Stadt der Zukunft – Strategieelemente einer nachhaltigen Stadtentwicklung. Acatech 2014 (http://www.acatech.de/fileadmin/user_upload/Baumstruktur_nach_Website/Acatech/root/de/Publikationen/Materialienbaende/acatech_Materialband_Stadt_der_Zukunft_WEB.pdf, abgerufen im August 2017)
- Hüther (2013)
- Gerald Hüther: Kommunale Intelligenz. Potenzialentfaltung in Städten und Gemeinden. Körper-Stiftung 2013
- Innovationsnetzwerk Autonomes Fahren (2017)
- Website des Innovationsnetzwerkes „Autonomes Fahren im ländlichen Raum“ (<https://www.autonomesfahren-sh.net/über-das-netzwerk>, abgerufen im Dezember 2017)
- IAQ (2017)
- Institut Arbeit und Qualifikation an der Universität Duisburg-Essen (Hrsg.): Struktur der Ausgaben der Gemeinden 2000 und 2014 (<http://www.sozialpolitik-aktuell.de/finanzierung-datensammlung.html>, abgerufen im Dezember 2017)
- Industrie-Anzeiger (2012)
- Industrie-Anzeiger (o. V.): Comeback der Stadtfabrik, 10.09.2012 (<http://www.industrieanzeiger.de/future-trends/-/article/32571342/37483354>, abgerufen im August 2017)
- Kegler (2014)
- Harald Kegler: Resilienz – Strategien & Perspektiven für die widerstandsfähige und lernende Stadt. Bauwelt Fundamente 151, Basel 2014
- Keles (2016)
- Ayfer Keles: Digital Labs – Deutsche Unternehmen trainieren für den Digitalisierungsmarathon, 2016. (https://www.crisp-research.com/digital-labs-deutsche-unternehmen-trainieren-fur-den-digitalisierungsmarathon/?utm_content=buffer2f6be&utm_medium=social&utm_source=twitter.com&utm_campaign=buffer, abgerufen im September 2017)
- Klingseisen (2014)
- Michael Klingseisen: Pluralisierung der Haushaltsformen – Flexible Wohnformen. Vortrag auf dem Fachforum „Flexibilität im Bauen“ 2014 (http://www.muenchner-fachforen.de/downloads/2014/2014_10_21_Morgenforum_Flexibel_bauen/01_klingseisen.pdf, abgerufen im August 2017)
- Koziol (2012)
- Matthias Koziol: Energieeffizienz in der Stadt. Integration in den Stadtumbau. In: BDA (Hrsg.): Energetische Sanierung. Denken im Quartier, 2012 (http://www.bda-bund.de/fileadmin/mediaFiles/Bundesverband/pdfs/bda-publikation_energetische_sanierung.pdf, abgerufen im Juni 2017)
- Krämer-Badoni (1996)
- Thomas Krämer-Badoni: Hat Urbanität eine Zukunft? In: Der Architekt, Heft 2, 1996
- Kristof (2010)
- Kora Kristof: Wege zum Wandel. Wie wir gesellschaftliche Veränderungen erfolgreicher gestalten können. München 2010
- Ladwig (2017)
- Wibke Ladwig: Bibliotheken als Orte für Innovationen im ländlichen Raum (<https://blog.wegweiser-kommune.de/allgemein/bibliotheken-als-orte-fuer-innovation-im-laendlichen-raum>, abgerufen im August 2017)
- Land Baden-Württemberg (2014)
- Land Baden-Württemberg (Hrsg.): Neues Heimrecht in trockenen Tüchern. Pressemitteilung vom 31.01.2014 (<http://www.baden-wuerttemberg.de/de/service/presse/pressemitteilung/pid/neues-heimrecht-in-trockenen-tuechern>, abgerufen im August 2017)
- Lange et al. (2016)

- Bastian Lange, Valentin Domann, Valerie Häfele: Wertschöpfung in offenen Werkstätten. Schriftenreihe des IÖW 213/16, Berlin 2016
- Lederbogen et al. (2011)
- Florian Lederbogen et al: City living and urban upbringing affect neural social stress processing in humans. *Nature* 474, 2011 (<http://www.nature.com/nature/journal/v474/n7352/full/nature10190.html>, abgerufen im August 2017)
- Lichtenberger (1991)
- Elisabeth Lichtenberger: Stadtgeographie. Band 1. Begriffe, Konzepte, Modelle, Prozesse. Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 1991
- Loitz (2017)
- o. V.: Alles ist möglich! Zukunftsstadt Peenetal/Loitz 2030+ – Zukunftsvision (<http://zukunftsstadt-peenetal-loitz.de/ihre-ideen/zukunftsvision>, abgerufen im August 2017)
- Manager Magazin (2017)
- Manager Magazin: So stellt sich Adidas die Fabrik der Zukunft dar (<http://www.manager-magazin.de/unternehmen/handel/adidas-speedfactories-so-stellt-sich-adidas-die-fabrik-der-zukunft-vor-a-1163682.html>, abgerufen im Dezember 2017)
- Milbert (2015)
- Antonia Milbert: Wachsen oder Schrumpfen? BBSR-Analysen Kompakt 02/2015 (http://www.bbr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/AnalysenKompakt/2015/DL_12_2015.pdf, abgerufen im Dezember 2017)
- Montag Stiftung (2012)
- Montag Stiftung Urbane Räume (Hrsg.): Raumunternehmen und die Aktivierung von Nachbarschaften. Bonn 2012
- Müller (2011)
- Christa Müller (Hrsg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München 2011
- Müller et al (2015)
- Felix C. Müller, Verena Brinks, Oliver Ibert, Suintje Schmidt: Open Region – Leitbild für eine regionale Innovationspolitik der Schaffung und Nutzung von Gelegenheiten, Working Paper Nr. 53, Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, 2015
- Nitt-Drießelmann (2013)
- Dörte Nitt-Drießelmann: Einzelhandel im Wandel. Mai 2013 (http://www.hwwi.org/fileadmin/hwwi/Publikationen/Partnerpublikationen/HSH/2013_05_23_HSH_HWWI_Einzelhandel.pdf, abgerufen im August 2017)
- Olk/Gensicke (2014)
- Thomas Olk und Thomas Gensicke: Bürgerschaftliches Engagement in Ostdeutschland. Stand und Perspektiven. Wiesbaden 2014
- Park (1929)
- Robert Ezra Park: The City as Social Laboratory. In: Chicago. An Experiment in Social Science Research. Hrsg. von T.V. Smith and L.D. White, Chicago 1929
- Pechlaner/Bachinger (2010)
- Harald Pechlaner und Monika Bachinger: Lebensqualität und Standortattraktivität – Kultur, Mobilität und regionale Marken als Erfolgsfaktoren. Berlin 2010
- Plankl (2013)
- Reiner Plankl: Regionale Verteilungswirkungen durch das Vergütungs- und Umlagesystem des Erneuerbare-Energien-Gesetzes. Thünen-Institut für Ländliche Räume, Working Paper 13, 2013 (http://literatur.ti.bund.de/digbib_extern/dn052693.pdf, abgerufen im August 2017)
- Porsche (2015)
- Lars Porsche: Die Lage entscheidet – ExWoSt-Forschungsfeld „Potenziale von Kleinstädten in peripheren Lagen. In: BBSR (Hrsg.): Forschung im Blick 2015/2016. Bonn 2015 (https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/Sonderveroeffentlichungen/2015/Forschung-im-Blick-15-16_DL.pdf, abgerufen im April 2018)
- Reink (2016)
- Michael Reink: E-Commerce und seine Auswirkungen auf die Stadtentwicklung. In: vhw FWS 1 / Januar-Februar 2016 (https://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/08_publikationen/verbandszeitschrift/FWS/2016/1_2016/FWS_1_16_Reink.pdf, abgerufen im August 2017)
- Rogers (2003)
- Rogers, Everett M.: Diffusion of innovations. 5th ed. New York 2003
- Schmidt-Lauber (2010)
- Brigitta Schmidt-Lauber: Urbanes Leben in der Mittelstadt – Kulturwissenschaftliche Annäherungen an ein interdisziplinäres Forschungsfeld. In dies. (Hrsg.): Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole, Frankfurt 2010
- Schneidewind et al. (2015)
- Uwe Schneidewind et al: Städte in Schwung bringen – Vier Prinzipien der urbanen Transformation. In Ökologisches Wirtschaften 30, 2.2015 (https://epub.wupperinst.org/files/5933/5933_Schneidewind.pdf, abgerufen im August 2017)
- Selle (2014)
- Klaus Selle: Über Bürgerbeteiligung hinaus: Stadtentwicklung als Gemeinschaftsaufgabe? Lemgo 2014
- Selle (2016)
- Klaus Selle: Was heißt Koproduktion? Vortrag beim IBA_LAB Nr. 4, 2016, in Heidelberg (<http://www.iba.heidelberg.de/files/selle.pdf>, abgerufen im August 2017)
- Siebel (1994)
- Walter Siebel: Was macht eine Stadt urban? Zur Stadtkultur und Stadtentwicklung. Oldenburger Universitätsreden Nr. 61, 1994 (<http://diglib.bis.uni-oldenburg.de/pub/unireden/ur61/titel.pdf>, abgerufen im August 2017)
- Siverts (2004)
- Thomas Sieverts: Die Kultivierung von Suburbia. In: Die europäische Stadt. Herausgegeben von Walter Siebel. Frankfurt 2004
- Simmel (1903)
- Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben, 1903 (<http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-grossstadte-und-das-geistesleben-7738/1>, abgerufen im August 2017)
- Sonne (2014)
- Wolfgang Sonne: Urbanität. In: ders: Urbanität und Dichte im Städtebau des 20. Jahrhunderts 2014 (http://www.stadtbaukunst.org/cms/upload/texte_zur_stadtbaukunst/Sonne_Urbanitaet.pdf, abgerufen im August 2017)
- Sonuparlak (2011)
- Itir Sonuparlak: New Report – The Potential for Urban Agriculture. TheCityFix, 22.08.2011 (<http://thecityfix.com/blog/new-report-the-potential-for-urban-agriculture>, abgerufen im August 2017)
- Spars (2017)
- Guido Spars: Kommunale Investitionen und Finanzen. In: Geteilte Räume. Strategien für mehr sozialen und räumlichen Zusammenhalt. Böll-Stiftung 2017 (<https://www.boell.de/sites/default/files/geteilte-raeume-strategien-fuer-mehr-sozialen-und-raeumlichen-zusammenhalt.pdf>, abgerufen im Dezember 2017)
- Spath (2014)
- Dieter Spath: Urbane Produktion. In: Stadt der Zukunft – Strategieelemente einer nachhaltigen Stadtentwicklung. Acatech 2014 (http://www.acatech.de/fileadmin/user_upload/Baumstruktur_nach_Website/Acatech/root/de/Publikationen/Materialienbaende/acatech_Materialband_Stadt_der_Zukunft_WEB.pdf, abgerufen im Juli 2017)
- Spellerberg (2014)
- Annette Spellerberg: Was unterscheidet städtische und ländliche Lebensstile? In Peter A. Berger et al: Urbane Ungleichheiten, Wiesbaden 2014

- Steinführer (2016)
Annett Steinführer: Living in a Small Town. An Urban and a Rural Experience all at Once. In: Vanessa Miriam Carlow, Institute for Sustainable Urbanism (Hrsg.): Ruralism. The Future of Villages and Small Towns in an Urbanizing World. Berlin 2016
- UBA (2015)
Umweltbundesamt (Hrsg.): Handel mit Flächenzertifikaten (<https://www.umweltbundesamt.de/themen/boden-landwirtschaft/flaechensparen-boeden-landschaften-erhalten/handel-flaechenzertifikaten>), abgerufen im August 2017)
- WBGU (2011)
Wissenschaftlicher Beirat Globale Umweltveränderungen: Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine große Transformation. Hauptgutachten. Berlin 2011 (http://netzwerk-n.org/wp-content/uploads/2017/07/wbgu_jg2011.pdf), abgerufen im Juli 2017)
- Wiegel et al. (2013)
Felix Wiegel et al.: Urbane Wertschöpfung. In: Industrie Management 29, 2013
- Wirth (1938)
Louis Wirth: Urbanism as a Way of Life. The American Journal of Sociology, 44/1, 1938 (<http://choros.epfl.ch/files/content/sites/choros/files/shared/Enseignement/Sciences%20de%20la%20ville/11-12/Wirth%20-%20Urbanism.pdf>), abgerufen im Juli 2017)
- Wittlich (2016)
Helena Wittlich: Verbraucher warten oft vergeblich aufs Paket. In: Der Tagesspiegel, 12.12.2016 (<http://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/dhl-und-co-verbraucher-warten-oft-vergeblich-aufs-paket/14968380.html>), abgerufen im August 2017)
- Wüst (2004)
Thomas Wüst: Urbanität. Ein Mythos und sein Potenzial. Wiesbaden 2004

Methodik

Die Expertise ist das Ergebnis eines prozessorientierten Vorgehens. Aus der Diskussion mit Prof. Dr. Peter Dehne und Heidrun Hiller von der Hochschule Neubrandenburg im Rahmen eines Einstiegsworkshops mit anschließenden Abstimmungsrunden haben wir zunächst eine größere Anzahl von kleinstadtrelevanten Einzelaussagen destilliert, die wir Kleinstadtvertretern, aber auch Wissenschaftlern und weiteren Experten gegenüber zur Diskussion stellen wollten. Zur thematischen Fokussierung diente eine explorativ angelegte Online-Befragung, die vom 30. März 2017 bis 05. Mai 2017 durchgeführt wurde. Ziele der Umfrage waren:

- Hinweise von Experten wie Kleinstadtvertretern zu erhalten, um den generellen Zuschnitt der Expertise feinzustimmen und die Fragestellung zu schärfen,
- die Chancen und Herausforderungen, die wir zunächst aus unserer Sicht zusammengetragen hatten, insbesondere aus Sicht von Kleinstadtvertretern bewerten zu lassen und
- durch offene Nennungen Hinweise auf von uns noch nicht berücksichtigte Themen und Aspekte zu erhalten.

An der Online-Umfrage haben sich 284 Personen beteiligt, darunter 183 Kleinstadtvertreterinnen und –vertreter und 101 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und weitere Expertinnen und Experten (aufgrund von Abbrechern wurden einige Fragen von einer etwas geringeren Zahl von Personen beantwortet). Aus den Ergebnissen der Umfrage haben wir die Fragestellung der Expertise entwickelt (vgl. Kapitel [01.03](#)); wir haben sie zudem intensiv bei der Beschreibung der Handlungsfelder (Kapitel [02](#)) und der Merkmale kleinstädtischen Lebens (Kapitel [03.02](#)) genutzt. Die Ergebnisse der Umfrage haben sich als äußerst wertvoll für die Erarbeitung der Expertise erwiesen und wir möchten uns nochmals ausdrücklich bei allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern bedanken.

Tabellen

Auf den folgenden Seiten finden sich die wichtigsten Tabellen aus der von uns durchgeführten Umfrage zu Merkmalen der Kleinstadt (T.01), Herausforderungen (T.02), Chancen (T.03) und Zukunftsstrategien (T.04). Zu jedem abgefragten Item geben wir an, wie viele Teilnehmer die jeweiligen Antwortmöglichkeiten ausgewählt haben, sowie den Mittelwert aller Teilnehmer und den Mittelwert aller Kleinstadtvertreter. Zur Ermittlung der Mittelwerte wurden die Antwortmöglichkeiten mit Zahlenwerten kodiert, wobei die Zahl 1 jeweils dem höchsten Grad der Zustimmung entspricht („stimme voll und ganz zu“ in Tabelle T.01 und T.04 bzw. „sehr hohe Bedeutung“ in Tabelle T.02 und T.03).

T.01. Inwieweit stimmen Sie den folgenden Thesen zu unterschiedlichen Merkmalen von Kleinstädten zu?

	Voll und ganz (1)	Im Großen und Ganzen (2)	Unentschieden (3)	Eher nicht (4)	Gar nicht (5)	Mittelwert Alle Teilnehmer	Mittelwert Kleinstadtvertreter
Gegenmodell: Kleinstädte bieten auch in Zeiten der Globalisierung als Orte zum Wohnen, Leben und Arbeiten eine Alternative zu Großstädten.	163	109	21	7	1	1,58	1,37
Vertrautheit: Kleinstädte bieten ein Lebensumfeld, das für ihre Bewohner ein vertrautes Stück Heimat darstellt.	164	118	12	6	1	1,54	1,39
Anfälligkeit: Kleinstädte sind besonders anfällig für externe Störereignisse (z.B. Abwanderung eines Arbeitgebers, Schließung von Geschäften mit wichtiger Versorgungsfunktion).	119	141	25	15	1	1,80	1,77
Gemeinschaftliches Handeln: Die Überschaubarkeit von Kleinstädten begünstigt gemeinschaftliches gesellschaftliches Handeln.	92	170	27	12	0	1,86	1,77
Sichtbarkeit und Selbstwirksamkeit: Kleinstädte bieten günstige Voraussetzungen, dass der Einzelne aufgrund seines sozialen Handelns bzw Engagements sichtbar werden und sich damit als selbstwirksam erfahren kann.	72	187	34	8	0	1,93	1,83
Auf Kooperation angewiesen: Kleinstädte sind auf Kooperationen innerhalb der Stadt und mit Akteuren außerhalb der Stadt angewiesen, um ihre Interessen zu wahren.	95	159	39	8	0	1,87	1,89
Personen vs. Strukturen: In Kleinstädten zählen einzelne Personen mehr als Strukturen, was die Möglichkeiten individuellen Engagements begünstigt.	49	160	61	29	2	2,25	2,2
Dominanz Weniger: Die Stadtpolitik in Kleinstädten wird typischerweise von wenigen etablierten Akteuren dominiert.	61	157	43	35	5	2,22	2,34
Abhängigkeit: Kleinstädte sind in stärkerem Maße als große Städte von Entscheidungen abhängig, die von Politik, Verwaltung oder Wirtschaft außerhalb der Stadt getroffen werden.	40	122	65	66	8	2,60	2,5
Laborfunktion: Kleinstädte sind „Reallabore“, in denen kreative und innovative neue Ansätze in einem überschaubaren Rahmen erprobt werden können.	36	124	76	57	8	2,59	2,55
Robustheit: Kleinstädte sind besonders robust, weil sie über engmaschige lokale Netzwerke verfügen.	22	122	95	56	6	2,67	2,57
Gesellschaftliche Normen: In Kleinstädten ist es aufgrund der Überschaubarkeit und mangelnden Anonymität nicht einfach, Lebensmodelle und Verhaltensweisen abseits der gesellschaftlichen Normen zu verwirklichen.	34	124	71	66	6	2,62	2,63
Routinen: Kleinstädte neigen dazu, an althergebrachten Themen, Routinen und Lösungen festzuhalten.	29	119	72	73	8	2,71	2,77
Blaupause Großstadt: Kleinstädte orientieren sich im Regelfall an den Lösungen der größeren Städte und adaptieren diese zeitverzögert für ihre Situation.	6	44	84	146	21	3,44	3,57
Geringe Innovationskraft: Kleinstädte bieten nur wenig Nährboden für Kreativität und Innovationskraft.	6	48	59	137	51	3,59	3,71

T.02. Städte stehen unterschiedlichen Herausforderungen gegenüber. Bewerten Sie bitte, wie wichtig die im Folgenden genannten Herausforderungen für kleine Städte in peripheren Lagen in den nächsten 15 Jahren sind.

	Von sehr hoher Bedeutung (1)	Von hoher Bedeutung (2)	Von mittlerer Bedeutung (3)	Von geringer Bedeutung (4)	Keine Bedeutung (5)	Mittelwert Alle Teilnehmer	Mittelwert Kleinstadtvertreter
Stärkung der regionalen Wirtschaftskraft und Entwicklung der Arbeitsplatzsituation	174	100	19	2	0	1,49	1,45
Erhöhung der Attraktivität der Innenstädte und Ortskerne	176	105	13	1	0	1,45	1,46
Erneuerung und/oder Anpassung von Infrastrukturen und Angeboten der Daseinsvorsorge	166	114	13	2	0	1,49	1,5
Stärkung des Einzelhandels	162	100	29	4	0	1,58	1,5
Entwicklung von Standortqualitäten und Lebensqualität	134	134	25	2	0	1,64	1,6
Effiziente, personell ausreichend ausgestattete Verwaltung	96	135	58	5	1	1,92	1,84
Sicherung von (Stadt-)Planungskompetenz	103	135	48	9	0	1,87	1,87
Förderung der Zusammenarbeit in der Stadt	99	142	52	2	0	1,85	1,9
Entwicklung eines eigenständige Profils im Wettbewerb der Städte	91	120	65	17	2	2,05	1,96
Neugestaltung städtischer Mobilität	112	107	56	20	0	1,95	2,02
Ausbau von Umlandbeziehungen	75	148	60	12	0	2,03	2,06
Schaffung von bezahlbarem und bedarfsgerechtem Wohnraum	89	94	71	40	1	2,22	2,11
Förderung und Management von Bildungsangeboten	70	136	71	18	0	2,13	2,13
Vermeidung sozialer Spaltungsprozesse	68	106	92	25	4	2,29	2,31
Integration von Zuwanderern	59	132	75	28	1	2,25	2,33
Ausweitung der Bürgerpartizipation	44	124	101	23	3	2,38	2,46
Vermeidung ökologischer und gesundheitlicher Belastungen	38	110	87	51	9	2,60	2,72
Reduktion von CO2-Emissionen	20	61	109	81	24	3,09	3,23

T.03. Für wie wichtig halten Sie die im Folgenden genannten Aspekte im Hinblick auf eine zukunftsfähige Entwicklung von Kleinstädten?

	Bereich	Sehr hohe Bedeutung (1)	Hohe Bedeutung (2)	Weniger hohe Bedeutung (3)	Keine Bedeutung (4)	Mittelwert Alle Befragten	Mittelwert Kleinstadtvertreter
Attraktivität der Innenstadt steigern	Wohnen und Quartier	178	100	6	0	1,39	1,37
Modernisierungsschub auf zentralen Infrastrukturfeldern vorantreiben (Informations- und Kommunikationstechnologie, Mobilität, Versorgung mit Dingen des täglichen Bedarfs)	Arbeit und Produktion	176	88	20	0	1,45	1,43
Handwerk und lokale Dienstleistungen als Standort- und Identifikationsfaktor für Kleinstädte stärken	Arbeit und Produktion	152	122	10	0	1,50	1,46
Chancen der Digitalisierung aktiv nutzen (z.B. in den Bereichen Mobilität, Handel, Wohnen, Energie, Abfallwirtschaft, Verwaltung)	Digitale Transformation	159	109	16	0	1,50	1,48
Bildungs-, Ausbildungs- und Weiterbildungsangebote vor Ort und/oder in der Region fördern	Bildung	148	112	12	0	1,50	1,50
Innovative zielgruppenspezifische Wohnangebote schaffen (z.B. für junge Familien mit Kindern, Wohnen im Alter, generationenübergreifendes Wohnen)	Wohnen und Quartier	156	106	21	1	1,53	1,51
Vereine und andere Formen der Organisation von Gemeinschaft weiterentwickeln, um ihre Attraktivität für Kleinstädter/-innen zu sichern	Zusammenleben	122	133	17	0	1,61	1,55
Hochwertige zielgruppenspezifische Bildungsangebote (von der frühkindlichen bis zur beruflichen Bildung) als Hebel nutzen, um die Attraktivität für Zuzügler zu steigern	Bildung	128	113	31	0	1,64	1,62
Innerstädtisches Wohnen fördern und ausbauen	Wohnen und Quartier	125	133	26	0	1,65	1,66
Durch die Digitalisierung begünstigte, räumlich unabhängige Arbeitsformen stärken, um verstärkt Kreative und Wissensarbeiter anzuziehen	Digitale Transformation	132	118	34	0	1,65	1,67
Innovative und kreative (Um-)Nutzungsformen für innerstädtische Ladenlokale entwickeln	Handel und Logistik	125	119	28	0	1,64	1,69
Mobilitätsangebote sinnvoll vernetzen, um die Mobilitätsversorgung insgesamt zu verbessern	Mobilität	137	112	22	1	1,58	1,70
Nahversorgung von Bürgern mit regionalen Produkten gezielt stärken und ausweiten	Handel und Logistik	112	132	28	0	1,69	1,70
Regionale Wertschöpfung stärken durch Förderung einer stärkeren Vernetzung von Kleinstadt und Umland	Arbeit und Produktion	116	138	30	0	1,70	1,71
Kooperationen im Einzelhandel, um als Händlergemeinschaft mit mehr Service und Kundennähe zu punkten	Handel und Logistik	108	138	25	1	1,70	1,73
Potenziale einer regionalen Versorgung (z.B. mit regionalen Lebensmitteln, aber etwa auch im Energiebereich) nutzen	Nachhaltigkeit	116	138	29	1	1,70	1,76
Innenentwicklung und Flächenverdichtung gegenüber einer Ausweitung der Siedlungsfläche priorisieren	Wohnen und Quartier	134	105	40	5	1,70	1,78
Übergang zu einer nachhaltigen Mobilität gestalten (z.B. regionale Güterverkehre, innovative ÖPNV-Angebote)	Nachhaltigkeit	121	127	35	1	1,70	1,79
Identitätsstiftende Orte der Begegnung schaffen, die geeignet sind, den Zusammenhalt in der Kleinstadt zu stärken	Zusammenleben	113	125	33	1	1,71	1,79
Rolle der Verwaltung als Moderator, Initiator und Ermöglicher von innovativen Projekten definieren und wahrnehmen	Stadtpolitik	102	136	33	1	1,75	1,82
Mit innovativen Mobilitätsangeboten die Attraktivität der Kleinstadt steigern	Mobilität	116	117	39	0	1,72	1,84
Arbeitsstellige Kooperationen mit anderen Kommunen in der Region ausbauen	Stadtpolitik	83	159	29	1	1,81	1,84
Mit regionalen Hochschulen und Unternehmen kooperieren, um lokal spezifische Bildungs- und ggfalls Forschungseinrichtungen ins Leben zu rufen	Bildung	104	117	49	2	1,81	1,87

	Bereich	Sehr hohe Bedeutung (1)	Hohe Bedeutung (2)	Weniger hohe Bedeutung (3)	Keine Bedeutung (4)	Mittelwert Alle Befragten	Mittelwert Kleinstadtvorteiler
Zeitgemäße Formen der Jugendbeteiligung anregen und ermöglichen	Stadtpolitik	83	144	43	2	1,87	1,89
Den Tourismus als Motor für die Wirtschaft der Kleinstadt nutzen	Arbeit und Produktion	68	142	69	5	2,04	1,92
Kooperationen zwischen Kommunen und Bürgern ins Leben rufen bzw ausbauen („Koproduktion von Daseinsvorsorge“)	Stadtpolitik	74	156	41	1	1,89	1,94
Zusammenarbeit zwischen privaten und öffentlichen Akteuren ausbauen	Stadtpolitik	71	162	38	1	1,89	1,94
Bezahlbaren Wohnraum schaffen	Wohnen und Quartier	87	117	76	4	1,99	1,96
Stationären Handel vor Ort mit Online-Angeboten verknüpfen („Omnichannel“)	Handel und Logistik	98	113	58	3	1,88	1,97
Die Baukultur qualifizieren (u.a. Beteiligungs- und Planungsprozesse, Gestaltung des öffentlichen Raums)	Wohnen und Quartier	77	162	42	3	1,90	2,01
Tendenzen zur Spaltung der Gesellschaft auffangen	Zusammenleben	80	129	59	4	1,95	2,01
Energieeffizientes Bauen, Wohnen und Sanieren fördern	Nachhaltigkeit	68	147	67	2	2,01	2,01
Bürgerorientierte Mitfahrangebote stärken, um Mobilitätsbarrieren für einzelne Bürger abzufedern	Mobilität	80	125	64	3	1,96	2,03
Offene Daten-Plattformen einrichten und Bürgern und Unternehmen zur Entwicklung neuer Services zur Verfügung stellen	Digitale Transformation	67	145	66	6	2,04	2,03
Innovative Lösungen für die Endkundenlogistik auf der „letzten Meile“ schaffen (z.B. kostengünstiger, kundenorientierter, nachhaltiger)	Handel und Logistik	68	141	52	11	2,02	2,05
Alltagspraktische Formen der Begegnung mit Zuzüglern ermöglichen, um die kulturelle Integration von Zuzüglern zu fördern	Zusammenleben	76	135	56	5	1,96	2,07
Förderung neuer Formen der Produktions- und Wissensarbeit durch geeignete Räume, Infrastrukturen und Organisationsformen	Arbeit und Produktion	69	140	71	4	2,04	2,14
E-Mobilität im Stadtgebiet fördern	Mobilität	64	113	86	9	2,15	2,20
Konsequente Umstellung der Energieversorgung auf erneuerbare Energien	Nachhaltigkeit	73	121	84	6	2,08	2,25
Flexible Nutzung von Flächen fördern (z.B. temporärer Wohnraum, gemeinschaftliches Wohnen, Wohnen und Gewerbe unter einem Dach)	Wohnen und Quartier	65	124	86	9	2,14	2,27
Den Bürgern die Aneignung und kreative Nutzung und Gestaltung von städtischen Räumen im Sinne einer Stadtentwicklung in Eigenregie ermöglichen	Zusammenleben	53	126	83	10	2,18	2,33
Partner vor Ort einbinden, um Carsharing-Angebote im kleinstädtischen und ländlichen Raum zu ermöglichen	Mobilität	57	112	94	9	2,20	2,34
Selbstlernformate entwickeln und anbieten	Bildung	30	95	131	16	2,49	2,52
Die Nutzung alternativer Kraftstoffe im Stadtgebiet fördern	Mobilität	33	102	109	28	2,49	2,57

T.04. Inwieweit stimmen sie den folgenden Aussagen zu unterschiedlichen Zukunftsstrategien, die Kleinstädte verfolgen können, zu?

	Stimme voll und ganz zu	Stimme im Großen und Ganzen zu	Bin unentschieden	Stimme eher nicht zu	Stimme gar nicht zu	Mittelwert Alle Teilnehmer	Mittelwert Kleinstadtvertreter
Eigenen Weg einschlagen: Kleinstädte sollten konsequent einen eigenen Entwicklungspfad einschlagen und die kleinstädtische Lebensweise bewusst als attraktive Alternative zum Leben in größeren Städten positionieren.	150	108	11	1	0	1,49	1,44
Robustheit durch Stärkung von lokalen Strukturen: Kleinstädte sollten im Rahmen der Möglichkeiten darauf hin arbeiten, robuster zu werden indem sie z.B. die Lebensqualität, Wertschöpfung und Versorgung innerhalb der Region stärken.	117	139	10	3	1	1,64	1,64
Kooperation: Kooperationen auf vielfältigen Ebenen sind ein entscheidendes Instrument, um die Zukunftsfähigkeit von Kleinstädten zu erhalten.	103	136	26	5	0	1,75	1,78
Thematisch spezialisieren bzw fokussieren: Kleinstädte sollten sich auf wenige thematische Stärken fokussieren bzw spezialisieren und diese pflegen und ausbauen, um ein eigenständiges Profil aufzuweisen.	91	122	42	15	0	1,93	1,85
Fokus auf innovationsfreundliche Strukturen: Kleinstädte sollten innovationsfreundliche Strukturen schaffen, die es Bürgern, Unternehmern und anderen Akteuren erlauben, eine Vielfalt von Initiativen zu entwickeln.	78	151	38	3	0	1,87	1,92
Tradition: Kleinstädte sollten an bereits aus ihrer Tradition heraus vorhandene Potenziale anknüpfen.	76	137	44	13	0	1,98	1,98
Lernfähigkeit: Kleinstädte sollten sich als lernende Organisationen verstehen, die sich kontinuierlich weiterentwickeln und neue Wege einschlagen und erproben.	87	135	35	12	1	1,91	2,01
Trends aus größeren Städten folgen: Kleinstädte müssen sich in Bezug auf zentrale Aspekte von Lebensqualität und Daseinsvorsorge an Entwicklungen in größeren Städten orientieren, um im Wettbewerb der Städte konkurrenzfähig zu bleiben	4	30	82	134	20	3,50	3,49

